

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ortenauer Zeitung. 1945-1947 1945

23 (24.12.1945)

ORTENLAUER ZEITUNG



Bezugpreis monatl. RM. 1,30 einschl. Trägertarif, Erschließungsweg Dienstlag und Freitag. - Einzelpreis RM. 0,15. Für Postbezug RM. 1,30 zuz. Bestellgeld.



Anzeigenpreis: Geschäftsanzeigen die 4-spaltig, Millimeterzeile RM. 0,30, Ankl. Anz. bez. Tarif. Kleinanzeigen RM. 0,20. Verlag Franz Huber, Offbg., Hauptstr. 12a



Nummer 23 Offenburg, Montag den 24. Dezember 1945 1. Jahrgang

Das bisherige Ergebnis in Nürnberg

Fortsetzung der Anklage gegen die SS - Der Terror in den besetzten Gebieten - Verhandlungspause bis 2. Januar

Nürnberg. Drei Tatsachen geben dem bisherigen Verhandlungsverlauf seine Bedeutung:

1. Durch die Arbeit und Nachforschung der Anklagebehörde kamen amtliche deutsche Dokumente zutage, die in systematischer, sachlicher Weise den unwiderlegbaren Beweis für die Kriegsvorbereitungen der Nazis und für die Methoden, die sie anwendeten, um die Gegner dieser Pläne unschädlich zu machen, enthalten.

2. Durch eine völlig objektive Abwicklung des Prozesses wird ein Präzedenzfall geschaffen, der es künftighin ermöglicht, alle diejenigen, die einen Angriffskrieg vorbereitet oder führen, haft- und strafbar zu machen.

3. Der Welt und vor allem der deutschen Öffentlichkeit, die zwölf Jahre nichts anderes als Halbjustiz kannte, wird Gelegenheit gegeben, Zeugnisse ordnungsgemäßen Verfahrens zu sein, das deutlicher als Worte, Artikel und Bücher beweist, wie ein demokratisches Rechtsverfahren durchgeführt wird und wie die Demokratie arbeitet.

Zum ersten Punkt braucht nicht viel gesagt zu werden. Jedes der fast 500 Dokumente, die bisher dem Gericht vorgelegt wurden, spricht für sich. Die Rede Hitlers kurz vor dem Einfall in Polen, aus der eindeutig der Wille zur Vernichtung des friedlichen Nachbarlandes hervorgeht, die technischen Anweisungen an SS-Männer zur Instandhaltung der „S-Wagen“ zur Vergasung von Juden, die bis ins Einzeln geplante Vorbereitungen zum Überfall auf Nachbarländer, denen erst kurz zuvor absolute Unverletzlichkeit ihres Gebietes versprochen wurde, ein vom Angeklagten Mittel unterschriebener Befehl, den „Einsatzstab“ des „Anschlusses“ Rosenberg in der Pfalz, der die Anweisung zum Einsatz der SS-Männer in polnische Uniformen zu stecken und durch einen „Überfall“ auf den Sender Gleiwitz den Krieg anzuknüpfen: diese und eine endlose Kette weiterer Urkunden wurden an Hand amtlicher deutscher Dokumente enthüllt und festgestellt.

Der zweite Punkt soll ein Gesetz schaffen, um mitzuhelfen, zukünftige Kriege zu verhindern. Es soll in Zukunft unmöglich gemacht werden, daß jemand, der einen Angriffskrieg vorbereitet, nicht bestraft werden kann, weil er die Rechtsprechung seines Staates zu seinen Zwecken ummodelliert und dann erklärt: „Ich kann für eine verbrecherische Handlung, die zur Zeit, da ich sie begehe, in meinem Land kein Verbrechen darstellt, nicht bestraft werden.“ Der Prozeß zeigt, daß Soldaten nicht etwa wegen der Ausführung militärischer Befehle, sondern wegen ihres Beitrags zur Vorbereitung des Angriffskrieges bestraft werden sollen.

Der dritte Punkt endlich wurde am deutlichsten in dem Film „Der Naziplan“. Eine Szene in diesem Film zeigt eine Verhandlung vor dem höchsten Volksgericht aus den letzten Tagen des Naziregimes unter Vorsitz Freyherr's. Die hysterischen Ausbrüche des Naziführers, der keinen der Angeklagten zu Wort kommen ließ, zeigte beispielhaft den Unterschied zwischen einem Naziverfahren und der ruhigen, sachlichen Atmosphäre des Nürnberger Prozesses, der sich ohne Sensation abwickelt und in dem Anklage und Verteidigung gleiche Rechte und den gleichen Schutz des Tribunals genießen.

Die Aufgaben der SS-Verbände

Nürnberg. Major Warren Farr, als Vertreter der Staatsanwaltschaft der Vereinigten Staaten, spricht über die SS: bei ihrer Gründung im Jahre 1925 waren es bewegliche Schutzgruppen, die von der SA abhängig waren. Aber von 1929 an hielten sie die Verschwörer für nötig, eine unabhängige Polizei zu haben. Zu diesem Zeitpunkt wurde Himmler zum Reichsführer ernannt und er war damit die zweitwichtigste Person nach Hitler. Major Farr behandelt dann in großen Zügen die komplizierte Hierarchie der „SS“: den SD, der nach einem Ausspruch Himmlers „das Spionagesystem der SS, war und die Totenkopf-SS. Nachdem die Reihen der SS, nach den ersten Niederlagen gelichtet waren, wurden diese Totenkopf-Verbände in die Kampfverbände eingereiht.

Robert Ley hat die Aufgaben der SS, folgendermaßen dargestellt: „Der SS-Mann wird offen und mit Ausdauer die gefährlichsten Feinde des Staates bekämpfen: die Juden, Freimaurer, Jesuiten sowie die Priester, die sich um Politik kümmern.“

Der Vertreter der amerikanischen Staatsanwaltschaft prüft dann die Verantwortlichkeit der SS für die seit 1938 in den Konzentrationslagern begangenen Gräueltaten. Die SS bewachten und kontrollierten alles was im Innern der Lager vor sich ging und vor allem die Ausführung der Zwangsarbeiten, zu denen die Internierten herangezogen wurden.

Internierte als Versuchsobjekte

Nürnberg. Major Farr setzt seine Darlegungen über die Verantwortung der SS fort. Auf eine Frage des Präsidenten antwortet er, daß er die Gesamtzahl der SS auf etwa 800.000 bis 900.000 Mann schätzt.

Zum Aufgabenkreis der SS, gehörte auch die Rekrutierung der ausländischen Arbeitskräfte für die Kriegsindustrie, die Kontrolle der Kriegsgefangenen- und Ausrottungslager, für die alle „antisozialen“ Elemente bestimmt waren, die aus den Konzentrationslagern herausgezogen wurden. Major Farr betont, daß die SS, die Gefangenen als ihr Eigentum betrachteten, mit dem sie anfangen konnten, was sie wollten: sie töten, sie zur Arbeit anhalten oder sie zu biologischen Versuchen benutzen. Die Internierten wurden besonders auch zu Versuchen über die Luftdruck-Unterschiede benutzt. Für diese Versuche wurde Himmler durch den ehemaligen General der Flieger Milch beglückwünscht. Ein anderer Versuch über Messung der Innentemperatur und ihrer Schwankungen bestand darin, die Internierten einzufrieren und sie nachher wieder auftauen zu lassen. Weiter machten die SS, an den Internierten Versuche mit Explosivkugeln, die Gift enthielten. In einem Bericht wird mit schrecklicher Sachlichkeit der schreckliche Tod dieser Gefolterten nach einem zweistündigen, schauerhaften Todeskampf beschrieben.

Die „Partisanen“-Bekämpfung

Die antisemitische Einstellung der SS, erklärt sich aus den von ihr vertretenen Rassen-Theorien über den Wert des nordischen Blutes. Für sie gab es nur eine einzige Lösung für dieses Problem: die Ausrottung der Juden mit allen Mitteln, vor allem mit Hilfe der Gaskammern. Der Ver-

treter der amerikanischen Staatsanwaltschaft spricht sodann über die Beteiligung der SS an der Vorbereitung der Angriffskriege.

Im März 1941 schuf Himmler die Spezialabteilung der SS zum Kampfe gegen die sowjetrussischen Partisanen und zur Ausrottung der Juden in den besetzten Gebieten Sowjetrußlands. Streng geheime Berichte, die aus dem Monat Oktober 1941 stammen, lassen erkennen, daß in Sibirien 3140 Juden getötet worden sind, daß in Weißruthenien 37.000 Personen ums Leben gekommen sind, daß in Prag und in Brünn 191 Personen gehängt oder erschossen worden sind. Im Juni 1944 wurden von Mitgliedern der 12. SS-Panzer-Division 64 alliierte Kriegsgefangene in Uniform, von denen kein einziger Widerstand leistete oder zu fliehen versuchte, erschossen.

Die SS, verschleppte nicht nur Teile der eroberten Völker, sie waren auch mit der Germanisierung der besetzten Gebiete beauftragt. Dies geht aus dem nationalsozialistischen Almanach für 1941 hervor, dessen Verfasser Robert Ley gewesen ist.

Major Farr betont, daß Ribbentrop, Kaltenbrunner, Bormann, Sauckel, Neurath und Seif-lingquart hohe Stellungen in der SS inne hatten und daß Kaltenbrunner eine sehr wichtige Rolle im SD und in der Gestapo spielte.

Das Dokument r 142 vom 7. Mai 1938 beweist, daß der Sicherheitsdienst damit beauftragt war, die Leute festzustellen, die bei der Volksabstimmung vom 10. April 1938 mit Nein gestimmt hatten. Es war der SD, der sich der fahrbaren Gaskammern bediente.

Nach zweistündiger Sitzungsdauer hebt Präsident Lawrence um 16 Uhr die Sitzung auf. Er erklärt, daß die nächste Verhandlung des internationalen Militärgerichtes am Mittwoch, 2. Januar 1946 stattfinden wird.

Die russisch-türkischen Beziehungen

Russische Gebietsforderungen - Ankaras Antwort

Ankara. Nachdem die Armenier sich mit der Absicht tragen, in die Türkei auszuwandern, sind die russisch-türkischen Beziehungen erneut gespannt worden. Mehr als 500 Armenier von Istanbul haben sich in der vergangenen Woche in die Listen des russischen Generalkonsulates eintragen lassen, um nach Rußland zurückzukehren. Die türkische Presse protestiert gegen die Tatsache, daß es die russischen Behörden unterlassen haben, die Bewilligung der türkischen Behörden einzuholen, um diese Auswanderung vorzubereiten. Man setzt die Auswanderung in Zusammenhang mit den russischen Ansprüchen; man hält es nicht für möglich, daß Rußland in Bälde die armenische Frage als solche aufwerfen wird, um das Problem von Aserbeidschan und Kurdistan regeln zu können. Man weiß, daß die armenischen Gemeinden verschiedene Städte auf dem Balkan und die Bildung eines „großen Armeniens“ verlangt haben.

Ankara. Der türkische Außenminister ist am Freitag vor dem Parlament auf die gespannte Lage zwischen der Türkei und Sowjetrußland zu sprechen gekommen; er wies darauf hin, daß Moskau den Freundschaftspakt mit der Türkei

nicht erneuert habe, daß die Türkei aber trotzdem von sich aus alles zur Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen tun werde. Natürlich müsse dabei das Interesse der nationalen Politik gewahrt bleiben und es könne nicht in Frage kommen, daß auch nur ein Meter türkischen Gebietes in fremden Besitz übergehe.

Im Verlaufe der Diskussion über das Budget des Außenministeriums hatte der Abgeordnete von Istanbul, General Klazim Karabekir, folgende Erklärung: „Wenn die Russen dies wollen, dann wird Blut fließen und die Zukunft wird für uns wie für sie selbst dunkel sein.“ Er erinnerte an die Rückgabe der Distrikte von Kars, Artvin und Ardahan, die heute von Sowjetrußland der Türkei wieder abverlangt werden und betonte, daß der hierüber abgeschlossene Vertrag seinerzeit durch beide Vertragschließende freiwillig unterzeichnet worden ist.“

Deutsche Internierte in Freiheit

Ankara. Die türkische Regierung hat beschlossen, die Deutschen, welche zur Zeit des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen mit dem Reich interniert worden waren, in Freiheit zu setzen.

Die Moskauer Konferenz

Moskau. Marschall Stalin empfing Außenminister Byrnes und Außenminister Bevin im Kremlin in getrennten Besprechungen. Es war seine erste öffentliche Handlung seit seiner Rückkehr. Die Besprechung mit Byrnes dauerte 1 1/2 Stunden. Der russische Außenminister und der amerikanische Gesandte waren anwesend. Molotow nahm auch an der Besprechung mit Bevin teil.

Der französische Gesandte stattete sowohl Byrnes als auch Bevin Besuche ab. Am 20. Dezember gab der französische Botschafter ein Frühstück für Bevin.

Moskau. In Erwartung des Schluß-Kommuniqués, das nach Beendigung der Konferenz wahrscheinlich gleichzeitig in Moskau, London und Washington veröffentlicht werden wird, drängen kalmerlei Einzelheiten über die Verhandlungen der drei Außenminister an die Öffentlichkeit.

London. Die englischen amtlichen Kreise blieben ebenso schweigsam, wie die Delegation in Moskau. Man hütet sich im allgemeinen vor jedem Optimismus und begnügt sich damit zu erklären, daß die Unterhaltungen eine „positive“ Richtung einschlagen; vorher scheint es eine ziemlich delikate Situation gegeben zu haben. Die 6. Zusammenkunft der drei Außenminister hat unter dem Vorsitz von Staatssekretär Byrnes stattgefunden. Neben diesen offiziellen Sitzungen finden Gespräche privaten Charakters zwischen den Delegationsführern statt.

General Patton gestorben

Heidelberg. Nach einer anfänglichen Besserung trat im Zustande General Pattons in den letzten Tagen eine überraschende Verschlimmerung ein; am Freitagabend ist der amerikanische General dann an den Folgen der Verletzungen, die er bekanntlich bei einem Autounfall erlitt, gestorben. General Patton wird auf einem Soldatenfriedhof in Luxemburg beigesetzt werden.

New-York. Der Tod des Generals Patton hat in den Vereinigten Staaten lebhafteste Bestürzung hervorgerufen. Die Trauerbotschaft ist von sämtlichen Zeitungen in Sonderausgaben veröffentlicht worden, und schon gehen von allen Seiten der Witwe des Generals Sympathiebesegungen zu. Im Kongreß haben mehrere parlamentarische Persönlichkeiten Trauerreden über Patton gehalten.

Engländer übernehmen die Kontrolle des Ruhr-Bergbaues

London. Eine Mitteilung über die Enteignung der Bergwerke des Ruhrgebietes besagt, daß vom 22. Dezember an die englischen Behörden die direkte Kontrolle aller Bergwerksunternehmen in der englischen Besatzungszone durchführen werden. Alle Aktiva dieser Unternehmungen werden auf den in Essen stationierten Kontrollleur übergeben.

Friede auf Erden

Weihnachten — Fest der Liebe, der Familie, des Friedens. Soweit wir uns zurückerrinnern im Leben war es immer so, daß sich im Schimmer der Kerzen alle in Liebe zusammenfanden, die zur Familie gehörten. Als Kinder sitzten wir in der freudigen Erwartung des strahlenden Lichterbaums und der geheimnisvollen Stunde der Bescherung. Später freuten wir uns auf die großen stannenden Augen der Kinder, über ihren Jubel im Gabentisch. Wenn dann die altvertrauten Lieder aufklangen, so waren die Herzen in ruhender Liebe vereint. Eltern, Enkel, Kinder — die ganze Familie, ein Bild des Friedens und der Liebe. Trocknete die Mutter heimlich eine Träne, wurde des Vaters Stimme brüchig, mitten im Wort, dann waren auch die Lieben mit im tanmündenden Raum, die irgendwo im ewigen Frieden schlummern. So war es, so ist es, so wird es sein.

Weihnachten 1945, es wird für immer von besonderer Bedeutung für uns bleiben. Sind auch noch nicht alle Familien wieder vereint, ist auch noch nicht endgültig Frieden in der Welt, so haben die Glocken doch wieder einen anderen Klang als all die Jahre vorher, als noch im letzten Jahr, wo sich in ihr Tönen die grellen Schreie der Gemarterten und Sterbenden mischten. Heute klingen sie zum Beginn einer neuen Zeit, eines Friedenssamen Werdens, das uns aus der furchtbaren materiellen und ideellen Not dieses Augenblickes zu lichteren Tagen führen soll.

Was galt in der Vergangenheit noch Liebe und Familie. Solche Begriffe paßten nicht in die Brutalität des Machtstranges, sie wurden licherlich gemacht, sie wurden mißachtet. Nun soll ihr Wert wieder zu Ehren kommen, nun sollen sie wieder daran gedacht werden, daß die Familie als kleinster Kreis des Gemeinschaftslebens das tatsächliche Fundament des Staates bildet. Von der Familie aus über die Gemeinde zu den Bezirken und Kreisen kann sich der Leben eines Volkes natürlich und organisch entfalten und aufbauen, diese Struktur gewährleistet die notwendige Stetigkeit und Sicherheit, die nie erreicht werden kann, wenn die Gemeinschaft auf dem brutalen Befehl von oben beruht, der sich nicht scheut, selbst die naturgegebenen Bande nächster Verwandtschaft zu zerreissen und jedes Eigenleben zu vernichten, um durch den Einsatz der Masse den Machthunger der eigensüchtigen Herrenkaste besser stillen zu können.

Die Diktatur kennt keine Rücksicht auf das Wohl des Einzelnen, noch nicht einmal auf das Wohl der Gesamtheit, darum ist sie sich immer auf die Unterdrückung der Freiheit abgestellt, der Freiheit des eigenen Volkes und schließlich auch der benachbarten Länder; denn der Drang der Diktatur zum Herrschen, zur Macht, wird nie gestillt sein, bevor sie sich nicht alles Erreichbare unterworfen hat. Weihnachten ist das Symbol des vollkommenen Gegensatzes, der Liebe, des Friedens. Deshalb haben die nationalsozialistischen Machthaber auch alles getan, um selbst dieses Fest mit ihren Gedankengängen und Plänen gleichzuschalten. Das christliche Weihnachtsfest sollte durch das heidnische Joliffest ersetzt werden, die Friedensbotschaft durch die Verherrlichung von Kampf und Krieg. Daß ihnen dies trotz aller Bemühungen, trotz aller Terrorisierung nicht gelungen ist, kann als Beweis dafür genommen werden, wie gering in Wirklichkeit die innere Verbundenheit zwischen der großen Mehrheit des deutschen Volkes und denen war, die sich zu seinen „Führern“ aufgeworfen hatten. Freilich als Entschuldigung kann dieser Beweis deshalb nicht angeführt werden, weil allzuviel, trotz dieses inneren Zwiespalts das nationalsozialistische Denken und Tun so weit duldeten und sogar deckten, daß die Gewalttätigkeit die Friedensbotschaft doch in Wort und Tat in der schändlichsten Weise verächtlich machen und ihre machtvollsten Pläne von Krieg und Gewalt in die Wirklichkeit umsetzen konnten.

So mußten wir es schließlich in einer Weise erleben wie noch niemals Menschen auf dieser Welt, welches Unheil und Elend, welche Schrecken und Nöte die Abkehr vom Frieden, der sengende, mordende und zerstörende Krieg mit sich bringt. Kann angesichts dieser furchtbaren Tragödie der modernen Geschichte noch irgend jemand den geringsten Zweifel an der Fluchwürdigkeit des Krieges haben? Kann oder will noch jemand vortreten und abstreiten, daß es ein Verbrechen ist, den Frieden zu stören und einen Krieg zu entfesseln? Allein das Maß von Tränen, das an einem einzigen Tag der vergangenen Kriegsjahre geflossen ist, berechtigt schon zu dem Urteil, daß der Krieg das furchtbarste Verbrechen überhaupt ist, ein Verbrechen, das alle anderen Arten der Verfehlung an den Gesetzen menschlicher Moral in sich schließt, von den niedrigsten Lügen bis zu den unerhörtesten Grausamkeiten. Die Nationalsozialisten waren so rasch bei der Hand, jeden zum Verbrecher zu stempeln, der andere Ansichten vertrat als sie selbst, sie bezeichneten jedes Tun und wäre es nur das Hören einer ausländischen Rundfunksendung gewesen, als Verrat am Volk, als Vaterlandsverrat. Was aber haben sie selbst getan? Sie haben nicht nur ihr eigenes Volk geknechtet und verraten, sie haben die Grundgesetze der Menschheit, sie haben die Menschheit selbst, sie haben den Frieden verraten: sie haben

Der Neuaufbau Oesterreichs

Ansprache Dr. Renners - Die Außen- und Innenpolitik

Wien, Der 19. Dezember 1945 wird in der politischen Geschichte Oesterreichs von größter Bedeutung sein. Zum ersten Mal seit 13 Jahren hat im Parlamentsgebäude die Sitzung eines nach den Grundsätzen der Demokratie gewählten Parlaments stattgefunden.

Am Eingang begrüßen zwei große rot-weiß-rote Fahnen der Republik die zahlreichen alliierten Offiziere, die der Eröffnungssitzung betwöhnen. Die Tribünen sind voll besetzt. Die alliierten Oberkommandierenden sind anwesend. Die Abgeordneten der Volkspartei besetzen den ganzen rechten Flügel des Saales, während die Sozialdemokraten sich, vom Präsidenten aus gesehen, links befinden. Ein einziger kommunistischer Abgeordneter ist im Saale, die drei anderen haben auf der Ministerbank Platz genommen.

Der älteste Abgeordnete der Sozialdemokratischen Partei, der zugleich Alterspräsident ist, Seitz, begrüßt sich zum Präsidentensessel. Es wird sofort die Vereidigung der Abgeordneten vorgenommen, sodann findet die Wahl des Präsidenten statt. Einstimmig wählen die Abgeordneten den alten christlich-sozialen Führer Leopold Kunschak, der dem Kanzler Renner das Wort erteilt, der in einer langen Rede über die durch seine Regierung geleistete Arbeit spricht wird. „Endlich“, so erklärt der Kanzler, „ist das Ziel erreicht, das sich die provisorische Regierung von Anfang an gesetzt hatte. Endlich befindet sich die Regierung vor österreichischen Volkvertretern, die in einwandfrei demokratisch-freier Weise gewählt worden sind.“ Dann spricht er sich für die Aufhebung der Demarkationslinie auf. „Wir können den Gesetzen des Krieges nicht entgegen, doch hoffen wir jetzt zur Geringe gelangt zu haben, daß wir ein friedliches Volk sind, welches ein Recht darauf hat, sobald wie möglich im Frieden zu leben.“

Am Donnerstag wurde Karl Renner einstimmig von den 204 Abgeordneten zum Präsidenten der österreichischen Republik gewählt.

Wien. Der österreichische Bundeskanzler Leopold Figl stellte am Freitag sein Kabinett dem Parlament vor. In seiner Ansprache wies Figl auf die Notwendigkeit hin, Oesterreichs alte Grenzen und die Einheit des Landes wiederherzustellen. Da die Oesterreicher sich das in sie gesetzten Vertrauens würdig gezeigt hätten, richtete er an die Alliierten die Bitte, die Anzahl der Besatzungstruppen auf ein Maß zu beschränken, das wirtschaftlich tragbar ist. Ferner ist es unbedingt notwendig, die Demarkationslinien zwischen den

Resatzungstruppen sobald wie möglich zu öffnen. Weiterhin führte er aus, daß der demokratische Gedanke vor allem der Jugend nahegebracht werden müsse. Eine weitere Aufgabe der Innenpolitik sei es, nicht nur alle Nazis, die wichtige Stellen innehaben, sondern auch diejenigen Nichtparteimitglieder, die trotzdem die nationalsozialistische Idee stärker als mancher kleiner Mitläufer der NSDAP. vertraten, von verantwortlichen Posten zu entfernen.

Die Außenpolitik müsse auf engste Zusammenarbeit mit den Nachbarstaaten hinarbeiten. Ohne Hilfe der Alliierten Besatzungsbehörden sei es, so führte Figl aus, unmöglich, das österreichische Volk durch den Winter zu bringen, da Oesterreich trotz Anspannung aller Kräfte der Landwirtschaft nicht genug Lebensmittel besitze. Den Alliierten sei es zu verdanken, daß Oesterreich heute, 7 Monate nach Kriegsende, wieder ein selbständiger Staat sei.

K. H. Lembke

20. Sitzung des Kontrollrates

Berlin. Auf Wunsch der sowjetrussischen Regierung wird Italien nicht das Recht haben, selbst Kriegsverbrecher abzurufen. Dieses Recht wird ausschließlich den Vereinten Nationen zustehen.

Der Text des Gesetzes Nr. 10 betont, daß Staatschef und hohe Beamte die Tatsache, daß Befehle ihrer Regierungen ausgeführt haben, nicht als mildernde Umstände anführen können. Demgegenüber können Personen von untergeordneter Bedeutung, wenn sie damit auch nicht aller Verantwortung enthoben sind, in diesem Falle auf Gnadenmaßnahmen rechnen.

Die Frage der Anwesenheit deutscher Truppen in der englischen Besatzungszone hat die Aufmerksamkeit des Kontrollrates am längsten zurückgehalten und hat zu einer lebhaften Diskussion Gelegenheit gegeben. Der englische Plan, der die Entlassung des gesamten Personals der ehemaligen Wehrmacht für den 30. Januar vorsieht, ist zum Schluß angenommen worden.

Die neuen deutschen Briefmarken

Berlin. An alle deutschen Künstler ist die Aufforderung ergangen, sich an einem Wettbewerb für den Entwurf einer neuen, in allen Besatzungs-zonen gültigen Briefmarke zu beteiligen. Für die Ausführung dieses Entwurfs werden folgende Themen zur Wahl gestellt: Das vom Hitlerismus befreite Deutschland, Rückkehr Deutschlands zur Demokratie, Deutschlands Streben, Altdied der friedliebenden großen Völkerfamilie zu werden.

Die augenblicklich in der französischen Besatzungszone in Umlauf befindlichen Briefmarken bleiben gültig bis zum 31. März 1946, dann erst wird die französische Verwaltung entscheiden, was weiter geschoben soll.

Reform des Schulwesens in der russischen Besatzungszone

Berlin. Auf Veranlassung der russischen Behörden sind die Vertreter der vier antifaschistischen Parteien, die Mitglieder der russischen Kommission für Erziehungswesen und der Präsident der deutschen Zentralverwaltung für Volkshochschule zusammengelassen, um über die Frage der demokratischen Erziehung der neuen Lehrer und Professoren zu beraten. Es wurde festgesetzt, daß es nötig sei, in den kommenden Jahren fast vollständig die Lehrerschaft, bei der noch Spuren des Nationalsozialismus zu bemerken sind, zu ersetzen. Allein in der russischen Besatzungszone müssen im kommenden Jahre 30.000 Männer und Frauen ausgebildet werden, um die nationalsozialistischen Lehrkräfte zu ersetzen. Man hofft durch achtmonatliche Schulungskurse neue Lehrkräfte auszubilden zu können, die aus allen Schichten der Bevölkerung stammen und zum Teil nur Volkshochschulbildung genossen haben.

Anwachsen der Ehescheidungen

Eine Welle von Ehescheidungen ist die Folge der von Hitler eingeführten Fern-Verlobungen zwischen deutschen Soldaten und Mädchen in der Heimat. In den Monaten Juni und Juli wurden 2000 Ehescheidungs-gesuche eingereicht. Im Spätsommer lagen 3500 Gesuche vor und man rechnet mit einem weiteren Anwachsen dieser Zahl im gegenwärtigen Vierteljahr. 25 Prozent aller von den Berliner Gerichten bearbeiteten Rechtsfälle betreffen Ehescheidungen.

Washington. Im Verlaufe einer Pressekonferenz erklärte Unterstaatssekretär Acheson, wir haben die Note der französischen Regierung über die spanische Frage erhalten, aber Paris hat uns aufgefordert, sie nicht zu veröffentlichen. Er erklärte weiterhin, daß diese Note im Staatsdepartement geprüft wird, daß er aber nicht sagen könne, ob ihr Inhalt Staatssekretär Byrnes mitgeteilt worden ist. Er fügte hinzu, nicht zu wissen, ob die amerikanische Antwort während oder erst nach der Moskauer Konferenz gegeben werden wird. Ueber seine Unterhaltung mit dem ehemaligen spanischen Ministerpräsidenten Negrin sagte Acheson, daß sie auf ausdrücklichen Wunsch Negrins stattgefunden habe.

Wenn auch die Mehrheit der amerikanischen Sachverständigen sich für einen raschen Abbruch der Beziehungen zu Franco aussprechen und für eine energische Haltung des Staatsdepartements einreten, so ist doch eine Entscheidung erst dann möglich, wenn eine wirklich repräsentative Regierung der spanischen Republik hat gebildet werden können. Diese Regierung wird zweifellos gemeinsam durch England, Frankreich, Sowjetrußland und die Vereinigten Staaten anerkannt werden. Gut unterrichtete Kreise sind der Ansicht, daß eine Sonder-Konferenz der Großmächte notwendig ist, um die Antwort auf die französische Note abzufassen. Der notwendige Meinungsaustausch wird auf diplomatischen Wege erfolgen können. Auf jeden Fall wird von französischer Seite aus energisch demotiert, daß Washington selbst die Abfassung der französischen Note an die Vereinigten Staaten und England beeinflusst hat.

New-York. Der ehemalige spanische Außenminister Alvarez del Vayo erklärte: „Die Note der französischen Regierung ist ein erster Schritt zur Wiederherstellung der Demokratie in Spanien.“

Er warnte jedoch vor einem übertriebenen Optimismus hinsichtlich eines baldigen Abbruchs der diplomatischen Beziehungen der westlichen Demokratien mit Franco.

Paris. Die Kommission für auswärtige Angelegenheiten hat einstimmig eine Resolution angenommen, in der sie die französische Regierung zu der Initiative beglückwünscht, die sie genommen hat, indem sie den Regierungen von England und den Vereinigten Staaten vorgeschlagen hat, die diplomatischen Beziehungen mit der Regierung Franco abzubrechen. Die Kommission fordert die Regierung auf, den Abbruch mit dieser spanischen Regierung so rasch wie möglich vorzubereiten und durchzuführen, und den spanischen Republikanern, besonders aber den politischen Leitern, das Asylrecht zu gewähren und mit ihnen in Verbindung zu treten.

Es ist ein Gerücht verbreitet worden, wonach demnächst eine provisorische spanische Regierung, der alle Parteien von den Kommunisten bis zu den Monarchisten angehören sollen, gebildet werden würde. In spanischen monarchistischen Kreisen erklärt man, daß diese Information keinerlei Grundlage hat und daß die spanischen Monarchisten niemals mit den Kommunisten zusammenarbeiten werden.

Rom. Die Anwesenheit des italienischen Botschafters in Madrid, Gallarati Scotti, ist damit begründet worden, daß gleichzeitig der italienisch-spanische Handelsvertrag unterzeichnet worden ist. Die kommunistische Zeitung „Unita“ glaubt je-

Spaniens „belagerte Stellung“

Die Haltung der Großmächte - Franco bleibt zuversichtlich

doch zu wissen, daß die Anwesenheit des Botschafters der italienischen Regierung Gelegenheit geben kann, in ihren Beziehungen mit Franco eine Änderung einzutreten zu lassen.

„Es wäre eigenartig, daß sich das demokratische Italien für berechtigt hält, die diplomatischen Initiativen Frankreichs nicht Rechnung zu tragen, besonders da sich in England und in den anderen Ländern eine starke Bewegung bemerkbar macht, die darauf abzielt, der letzten faschistischen Regierung Europas ein Ende zu bereiten.“

Der spanische Staatschef zur Lage

Madrid. General Franco hat vor 1000 Bauern von Nijados eine Rede gehalten, in der er erklärte, daß er den Reichtum aller zu vermehren trachte. Weiterhin hatte er die Grundsätze seiner Sozialpolitik auseinandergesetzt.

In einer anderen Rede, die er in Villadueva de la Serena gehalten hat, hat Franco seine Absicht, noch während langer Jahre an der Macht zu bleiben, unterstrichen. Weiter betonte er seine Ablehnung der Monarchie und seine Absicht, wenn nötig, sich mit Gewalt an der Macht zu halten. Er erklärte, indem er auf Ereignisse des Bürgerkriegs anspielte, jedermann weiß, daß ich oft über eine belagerte Stellung, die fast unmöglich zu verteidigen war, erklärt habe: Wir werden morgen da sein und am folgenden Tage waren wir auch da, wenn auch die Opfer schwer waren.

Andererseits veröffentlichte die Madrider Zeitungen eine bisher unbekannt Stelle der Rede, die Franco in Badajoz gehalten hat: „Wir müssen auf unsere Anstrengungen zählen können, ohne alles von der Zentralverwaltung zu erhoffen, ohne auf den König, auf den Staatschef, auf den Gouverneur oder den Minister zu warten. Alles wird nicht in einem Monat oder in einem Jahr durchgeführt werden können. Wir werden

Oesterreichs Beziehungen zu Frankreich

Paris. In einem dem Sonderberichterstatter der Pariser Zeitung „L'Aube“ gewährten Interview erklärte der neue österreichische Bundeskanzler Figl, daß die Beziehungen zwischen der österreichischen Bevölkerung und den französischen Truppen ausgesprochen seien. „Wir haben eingesehen, daß die Franzosen nicht als Eroberer, sondern als Befreier gekommen sind. Sie haben dies bewiesen, indem sie der Mentalität der Bevölkerung von Tirol und von Vorarlberg Rechnung trugen.“

Tschechoslowakei - Polen - Ungarn

Prag. Vor der Kommission für auswärtige Angelegenheiten hat Außenminister Masarik eine Erklärung über die Beziehungen der Tschechoslowakei mit Polen und Ungarn abgegeben. Der Minister stellte fest, daß die Beziehungen der Tschechoslowakei mit Polen nicht zufriedenstellend sind und hat erklärt, daß er die Frage von Teheran als endgültig durch die Botschafter-Konferenz im Jahre 1920 geregelt betrachte, sowie daß die Tschechoslowakei nicht die Absicht habe, in dieser Angelegenheit Konzessionen zu machen.

Ueber die Beziehungen mit Ungarn erklärte Masarik, daß das Verhalten der Tschechoslowakei dem Text des Waffenstillstandes entspricht, der die Rückkehr aller nach dem Münchener Abkommen zu Ungarn geschlagenen Gebiete verlangt.

Die Glosse der O. Z.

Eine eöke Rasse

Vor wenigen Jahren gab es noch Zuchtfarrenbörzen. Mit minutiöser Gründlichkeit wurden die einzelnen Farren untersucht, ihr Stammbaum bis in die soundsovielte Generation nachgeprüft. Was dann zur Zucht nicht geeignet erschien, wurde auf den Schlachthof geschickt. Zuchtwahl war überhaupt große Mode, zur Auslese mußte zählen, wer etwas gelten wollte.

Eine Gattung freilich gab es, bei der war die Auslese nicht notwendig, sie schied sich ganz von selbst von allen anderen. Ihr Charakterbild ist dafür eindeutig genug: Geizhalsigkeit und Denunziantentum. Was braucht es auch beim Unkraut noch einer besonderen Auslese, es wuchert immer und überall, es wuchert auch heute noch, es wuchert auch auf dem Acker der Demokratie. Und es ist schwer zu sagen, ob es sich je ganz auslösen läßt. Aber verachtet wird es immer bleiben.

Es gibt offenbar Leute, die sich zum Kriminalisten berufen fühlen, wenn auch ihre Eignung dazu oft gerade von denen nicht anerkannt wird, denen sie dienen wollen. Manche von ihnen haben sich schon früher in der Rolle des Anzigers besonders wohl gefühlt und besonders wertvoll gedünkt; es war doch eine in dankenwerte Aufgabe, Material über und über die zu sammeln, die ihnen im Wege waren. Warum sollten sie heute ihren Beruf aufgeben? Fachleute sind doch ausnehmlich sehr gesucht. Warum sollten auch gerade sie ihre Tätigkeit wechseln, der Charakter ändert sich doch nicht freilich, ein kleiner Unterschied besteht; heute wollen sie als „Geschäftsführer ohne Auftrag“ gerade für uns tätig sein, die sie früher als besonders lobende Objekte ihrer Tätigkeit betrachtet haben. Es hilft nichts, wenn man solchen Menschen das Sprichwort vorhält: „Der größte Schutz im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant!“ — Es liegt eben im Blut, in der Rasse, im Charakter — es wird nicht so leicht austreiben, dieses Unkraut, denn es bleibt aus seiner Geizhalsigkeit heraus immer reinrassig.

In Etappen vorgehen, in Perioden, die sich auf fünf Jahre erstrecken werden.“

Madrid. Die spanische Regierung hat die Ausweitung von etwa 5000 deutschen Staatsangehörigen aus Spanien angeordnet, deren Anwesenheit der Regierung Franco bei der derzeitigen Lage offenbar nicht genahm ist.

Die Reparationsforderungen Belgiens

Brüssel. Die belgische Presse führt Klage darüber, daß die auf der Pariser Reparationskonferenz festgelegte Rate von 2,7 Prozent für Belgien zu niedrig gegriffen sei. Es wird erneut die Forderung gestellt, in Form von Grenzberichtigungen kompensiert zu werden. Hinsichtlich der Festlegung der belgischen Besatzungszone in Deutschland ist die belgische Regierung mit Paris und Den Haag in Föhlung getreten. Gut informierte Kreise erklären, daß die belgische Zone auch die Stadt und den Reserverestrikt K 319 umfassen wird. Doch scheitert für die Gebiete südlich der Linie Aachen-Köln, wo sich bekanntlich größere Industriebetriebe und Kohlenruben befinden, noch keine Einigung erzielt worden zu sein. Bekanntlich sind auch von holländischer Seite Ansprüche auf das Eschweiler Kohlenrevier erhoben worden.

Todesstrafe für Schwarzhändler

Paris. Auf Vorschlag des Landwirtschafts- und Ernährungsministers hat die Regierung das Prinzip der Todesstrafe vorgesehen für Leute, die dazu beitragen, den Mechanismus der Verteilung der hauptsächlichsten Lebensmittel zu stören oder diese Lebensmittel zu unterschlagen.

Fransösische Kommission kommt nach Deutschland

Paris. Die Kammer-Kommission für auswärtige Angelegenheiten hat einstimmig einen Resolutionsvorschlag angenommen, der die Schaffung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses von 33 Mitgliedern vorseht, der die französischen Besatzungszone in Deutschland und in Oesterreich bereisen soll.

Von der Welt-Gewerkschaftsvereinigung

Paris. „Wir wollen eine Weltordnung errichten, in der alle Hilfswellen allen Menschen zur Verfügung stehen.“ Dies ist das Ziel der Welt-Gewerkschaftsvereinigung, wie es der Generalsekretär dieser Vereinigung in einem Vortrag auseinandergesetzt hat.

Ende des Bürgerkriegs in China?

London. Nach einer Meldung des englischen Rundfunks sollen die chinesischen Kommunisten der chinesischen Zentralregierung bedingungslos Waffenstillstand vorgeschlagen haben.

Kurzberichte aus aller Welt

Der Gauleiter Gustav Simon, der 4 Jahre lang seine Terrorherrschaft im Großherzogtum Luxemburg ausübte, hat sich in seiner Zelle erhängt. Er war von den britischen Militärbehörden in der Nähe von Paderborn verhaftet und in das dortige Militärgefängnis eingeliefert worden.

Der ehemalige Kommandant des Todeslagers von Maidanek, Paul Hoffmann, der durch das polnische Militärgericht zum Tode verurteilt worden war, wird am 23. Dezember gehängt werden.

900 Soldaten der „Luftwaffe“ haben sich an der dänischen Grenze, auf ihrer Rückreise nach Deutschland, gewepfert, ihr Gepäck durchsuchen zu lassen und somit die dänische Polizei gezwungen, tödlich vorzugehen.

Die Landesverwaltung Sachsen hat angeordnet, daß sämtliche Titowierungen, die auf eine ehemalige Zugehörigkeit zur SS, hinweisen, wie z. B. die SS-Blutgruppen-Titowierung in der Achselhöhle, nicht entfernt werden dürfen.

Frau Hildegard Stähle, geb. Luther, Mitbegründerin der christlich-demokratischen Union, er-

lag am 16. Dezember den schweren Verletzungen, die sie bei einem nächtlichen Autounfall in Berlin erlitten hatte.

Drei neue Telegraphenlinien sind in Betrieb genommen worden und zwar Frankfurt—Aachenburg, Frankfurt—Würzburg und Frankfurt—Augsburg.

Der Schweizer Nationalrat nahm das Gesetz über die Ausweisung nationalsozialistischer und faschistischer Ausländer an. Vor Annahme des Gesetzes wurden bereits 3630 Personen dieser Art außer Landes gewiesen.

Das Gesetz über die Verstärkung der Bank von England wurde vom Unterhaus mit 306 gegen 126 Stimmen angenommen.

In einer Höhle bei Gibraltar sind vier interessante Funde gemacht worden. 6 ägyptische Scarabäen, 120 antike tönene Gefäße, Armringe aus Bronze, alte Münzen, ein Frauenkopf und andere Kunstschätze sind ans Tageslicht gekommen.

Der Waffenstillstand zwischen England und Japan wird spätestens am Weihnachtstage in Tokio unterzeichnet werden.



Weihnachten 1945



Weihnachtslegende / Von Selma Lagerlöf

Es war einmal ein Mann, der ging in die dunkle Nacht hinaus, um sich Feuer zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte an. „Ihr lieben Leute, helft mir!“ sagte er. „Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer anzünden, um es und den Kleinen zu erwärmen.“ Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen schliefen, und niemand antwortete ihm.

Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte er dieser Richtung zu und sah, daß das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weißer Schafe lag rings um das Feuer und schlief, und ein alter Hirt wachte über der Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den Schafen kam, sah er, daß drei große Hunde zu Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie erwarteten alle drei bei seinem Kommen und sperrten ihren weiten Rachen auf, als ob sie bellten wollten; aber man vernahm keinen Laut. Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, wie ihre scharfen Zähne funkeln weiß im Feuerschein leuchteten, und wie sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, daß einer von ihnen nach seinen Beinen schnappte und einer nach seiner Hand, und daß einer sich an seine Kehle hängte. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten Schaden.

Nun wollte der Mann weiter gehen, um das zu finden, was er brauchte. Aber die Schafe lagen so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, daß er nicht vorwärts kommen konnte. Da stieg der Mann auf die Rücken der Tiere und wanderte über sie hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren wachte auf oder regte sich.

Als der Mann fast beim Feuer angelangt war, sah der Hirt auf. Es war ein alter, mürrischer Mann, der unwirsch und hart gegen alle Menschen war. Und als er einen Fremden kommen sah, griff er nach einem langen, spitzen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde hütete, und warf ihn nach ihm. Der Stab fuhr raschend gerade auf den Mann los; aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und sauste an ihm vorbei, weit über das Feld.

Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte zu ihm: „Guter Freund, hilf mir und leih mir ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer machen, um es und den Kleinen zu erwärmen.“

Der Hirt hätte am liebsten nein gesagt, aber als er daran dachte, daß die Hunde dem Manne nicht hatten schaden können, daß die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren, und daß sein Stab ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das abzuschlagen, was er begehrte. „Nimm, soviel du brauchst“, sagte er zu dem Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, worin er die roten Kohlen hätte tragen können.

Als der Hirt dies sah, sagte er abwärts: „Nimm, soviel du brauchst!“ Und er freute sich, daß der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen mit bloßen Händen aus der Asche und legte sie in seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen seine Hände, als er sie berührte, noch versengten sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie fort, als wenn es Nüsse oder Äpfel gewesen wären.

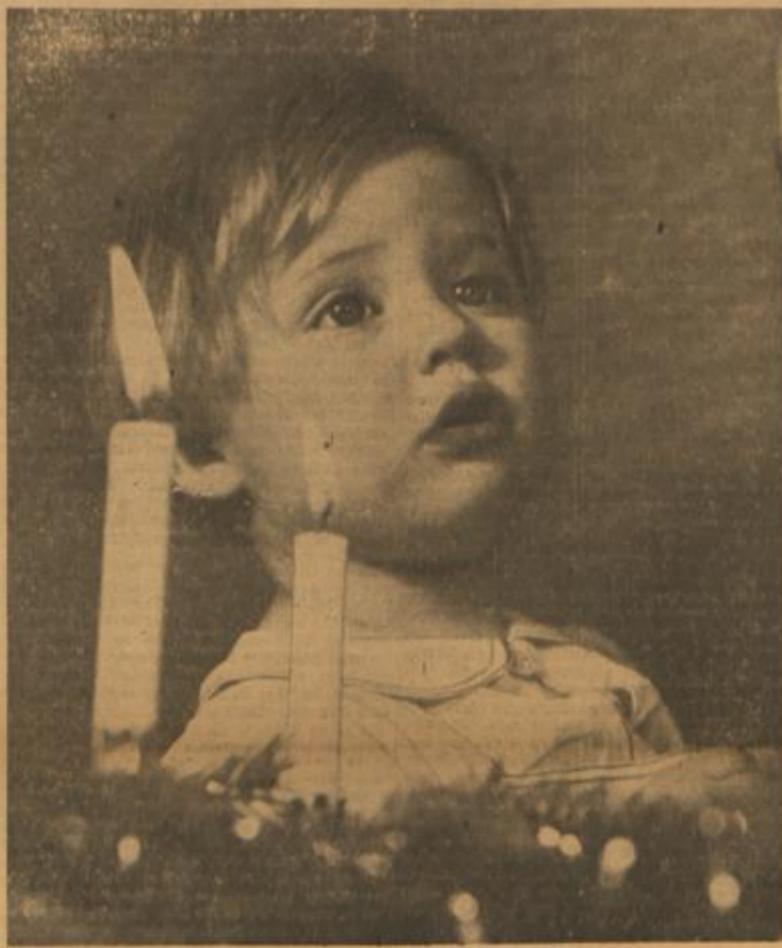
Als der Hirt, der ein so böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich bei sich selbst zu wundern: „Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt?“ Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: „Was ist das für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?“ Da sagte der Mann: „Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selber es nicht siehst.“ Und er wollte seiner Wege gehen und bald ein Feuer anzünden, um Weib und Kind wärmen zu können.

Aber da dachte der Hirt, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde dahelam war. Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab als nackte, kalte Steinwände.

Aber der Hirt dachte, das arme, unschuldige Kindlein müsse vielleicht dort in der Grotte erfrieren, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er doch von Mitleid ergriffen und beschloß, dem Kinde zu helfen. Und er löste sein Ränzlein von der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten.

Aber in demselben Augenblick, in dem er zeigte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen können, und hörte, was er vorher nicht hatte hören können. Er sah, daß rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen, silberbeißigen Engeln stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, daß in dieser Nacht der Hei-

land geboren sei, der die Welt von ihren Sünden erlösen sollte. Da begriff er, warum in dieser Nacht alle Dinge so froh waren, daß sie niemand etwas zuleide tun wollten. Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall. Sie saßen in der Grotte, und sie saßen auf dem Berge, und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in großen Scharen über den Weg ge-



Unter dem Tannenbaum

Am heiligen Abend / Von Ernst F. Ortmüller

Eine bittere Kälte lag über dem weißverhangenen Land und ließ den Schnee knirschend unter den schweren Tritten erklingen. Der warme Atem stand wie eine Fahne vor dem Gesicht des feiertäglich gekleideten Landwirts A. ... der dick eingemummt zur nahen Bahnstation stapfte. Es lag eine seltsame Starre auf seinen geröteten Zügen, die tief aus dem Innern zu kommen schien und nicht zu der weihnachtlichen Stimmung passen wollte.

Morgen war der Heilige Abend, und weit im Osten lag irgendwo sein ältester Sohn unter dem schlichten Birkenkreuz. Auch dort deckte ein weißer Teppich die ruhende Erde und hüllte sich der Himmel in dasselbe eintönige Grau. Und der Jüngste — wohl schon im Mannesalter, aber in seinem Denken und Handeln für immer ein Kind — befand sich zur Berufsschulung in einem Heim des Münsterlandes.

Der Gang zu seinem Sohne Karl fiel dem Landwirt A. immer wieder von neuem schwer auf die Seele. Wie gerne hätte er dessen flehenden Wünschen und Bitten nach einer Heimkehr stattgegeben, die von allen Angehörigen zu Hause auf das heftigste unterstützt wurden — könnte doch der Bauernhof diese Belastung mit Leichtigkeit ertragen — aber eines Tages würden sie alle nicht mehr sein, und dann stünde Karl allein und hilflos im Leben. Und das dürfte nicht geschehen.

So mußte er sich immer wieder mit einer Härte wappnen, die ihn nach außen kalt und gefühllos erscheinen ließ, hinter der aber das warme schlagende Vaterherz verborgen lag.

Noch am gestrigen Abend wetteiferte er mit allen andern, die besten Bissen und all die vorbereiteten kleinen Geschenke liebevoll einzupacken. Nach einer fast schlaflosen Nacht des grübelnden Nachdenkens, verabschiedete er sich im frühen Morgengrauen von seiner Frau, als diese plötzlich die Schürze vor die Augen hob und sitzend in der Wohnstube verschwand.

gangen, und wie sie vorbeikamen, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kind.

Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunklen Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, daß seine Augen geöffnet waren, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte.

„Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not tut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können.“ Selma Lagerlöf

eine Arbeit, die nicht unbedingt nötig war, aber auf Vorstellung des Vaters, „das Christkind könnte sonst nicht erscheinen“, mit wahrem Eifer getan wurde. Und da kam das unheimliche amtliche Schreiben, das wie eine eisige Hand nach dem Herzen griff. Es verkündete Karls Krankheit und Tod, bot die Urne mit Asche gegen eine Gebühr an, verwies auf den amtlichen Totenschein — und drückte sein herzliches, mitfühlendes Beileid aus.

Landwirt A. stand zuerst wie erstarrt, dann rannte er aus der Stube, über den Hof und in den Holzschuppen. „Ist das Christkind da?“ fragte der totgesagte Sohn Karl.

„Ja, mein Junge, das Christkind.“ entgegnete schwer der Vater. „Der Herrgott selbst war da!“

Der Zwergentod

Es war einmal ein Zwerg, der schlüpfte um die Dämmerstunde der heiligen Nacht in das Häuschen einer armen alten Frau, sprang auf den Tisch und zog aus der einen Tasche eine Tüte mit Mehl hervor, aus der anderen ein Stückchen Hefe, aus der dritten ein Stückchen Zucker und aus der vierten ein Tütchen mit Zucker. Flink schwang er eine Schüssel vom Bord und führte wie der Wind aus den kostbaren Dingen einen lieblichen Teig ein. Daraus formte er ein riesiges Brötchen, bohrte sich ein Loch in den Teig und kroch hinein. Die arme alte Frau lag im Bett und hatte es auf dem Tische stehen, klumpen und klappern gehört. Schließlich stöhnte es schwer, stand auf und ging an den Tisch, um nach den Geräuschen zu sehen. Wie sie das große Brötchen daliegen sah, konnte sie sich vor Schreck und Freude gar nicht fassen. Als sie aber ein Stimmchen daraus vernahm, rief sie sich mit der Hand das Herz fest, bückte sich tief und tauschte den zierlichen Worten:

Wer mich hört, wer mich ißt,
Alle Erdenpein vergißt,
Wird durch heimliche Gewalt
Zwerglein wie ich und bald.
Mütterlein, ein Zwerg zu werden,
Ist das Himmelreich auf Erden.

Die gute Frau gehorchte sofort, machte ein Feuerchen im Herd und back das mächtige Brötchen. Sorgfältig zog sie es wieder hervor, betrachtete es ehrfürchtig und verschrte es langsam. Kaum hatte sie es aber gegessen, da begann sie zu schrumpfen und zu Boden zu sinken. Ihre Haut legte sich in große Falten und sank vor dem Herde in ein Häufchen zusammen. Sie aber kroch darunter gesund als ein Zwerg hervor, machte einen fröhlichen Sprung und eine artige Verbeugung und lief durch die Türspalte hinaus in die Nacht. Vor dem Hause saßen viele Zwerge mit verhüllten Laternen und weinten. Sie sprangen auf, als sie den neugeborenen Zwerg erblickten, schwenkten ihre Lichter und trugen ihn, noch mit Tränen in den Augen, jubelnd in ihr Reich davon. Albert Wallat.

Woher stammen unsere Weihnachtslieder?

Ende des 17. Anfang des 18. Jahrhunderts lebte in Weimar ein Mann namens Falk, der sich aus kleinen Verhältnissen hocharbeitete und in der Musenstadt Umgang mit Goethe, Schiller, Herder und Wieland hatte. Er war ein großer Vriendfreund, Satiriker und Zeitgeist. Von ihm erzählt man, daß er in der Adventszeit von neben ihm stehenden Kindern gefragt worden sei, was denn der Chor da für ein schönes Lied singe. Es war die alte altilianische Weise: O Sanctissimus. Falk, dem die Teilnahme der Kinder Freude machte, versprach ihnen ein deutsches Lied zu der schönen Melodie und bald sangen alle Weimarer Kinder: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Gottfried Eisenbach, ein heute vergessener Komponist, setzte das altbekannte Lied „Der Christbaum ist der schönste Baum“ in Musik. Diese kleine Komposition hat ebenfalls eine Geschichte. Eisenbach hatte zwei Arbeiten vor, von denen eine der Auftrag eines Verlegers war und ihn wenig relate. Er sollte die Verse von Johannes Kari zu einem Weihnachtslied in Musik setzen. Die andere Arbeit, wesentlich erfreulicher, war ein Liebeslied zu einigen selbstgedichteten Versen für seine Braut. In der Eile des Versendens mußte ihm eine Verwechslung unterlaufen sein, denn als er nach einigen Wochen die ersten Drucke in Händen hielt, da standen die Worte des Weihnachtsliedes mit der Melodie des Liebesliedes vereinigt auf einem Blatt. Begeisterte Worte des Verlegers und lobende erste Kritiken brachten den Komponisten dazu, seinen Irrtum fortbestehen zu lassen.

Der Weihnachtschoral „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Frauen“ ist altböhmischen Ursprungs, und eine Legende verlikt seine Entstehung mit den Heidenbekehrungen des 9. Jahrhunderts. Um die Weihnachtszeit des Jahres 845 erschienen in Regensburg 45 Häuptlinge, welche die Taufe verlangten. Sie erzählten, daß himmlische Heerscharen ihnen auf dem winterlichen Feld erschienen seien und ihnen das Lied gesungen hätten, in dem sie ihnen befahlen, das Christkind zu suchen.

Heinrich Hansjakob erzählt

Weihnachten
Das einzige Fest, das für uns eine religiöse Bedeutung hatte, war das Weihnachtsfest. Christblume kannte man in meiner Heimat zu jener Zeit nur dem Namen nach...

Santi Klausstag

Nach der Kirchweih- und Herbstzeit gehen ranhe Winde über Feld und Gasse. In diese Zeit fiel uns ein schauerlich schöner Festtag, der Tag des heiligen Nikolaus — „Santi Klausstag“.

Sobald es Nacht geworden war am 5. Dezember, sahen die Kinder jeder Familie um den väterlichen Tisch, jedes sein Kerzchen vor sich und warteten unter Herzklopfen der Dinge, die da kommen sollten. Wenn einst die Possamen zum Weltgericht bliesen, können die Menschen nicht leicht mehr erschrecken, als wir erschrecken, wenn vor der Tür ein Kettengerassel die Ankunft des „Santi Klaus“ verkündete.

Weihnachten in alten Bauernregeln

Es ist natürlich, daß der Bauer alle im Laufe herausgehobenen Tage mit Hoffnungen, Wünschen und Betrachtungen begleitet. Sie mit der Arbeit seines täglichen Lebens, mit dem Werk...

das ihn und sein Denken erfüllt, eng verbunden sind; besonders, wenn es sich um Wendezelten, wie die Weihnachtstage, handelt. So ist auch die Weihnachtszeit als Ausgangspunkt kommender Entwicklungen im praktischen Leben des Landes in zahlreichen negativ oder positiv gefaßten Sprüchen festgehalten. Wie hoch ihm das Fest selbst steht, unter den Festen des Jahres, sagt er in dem Wort: Ueber Weihnachten kein Fest — über (dem) des Adlers Nest! Eine Reihe von Sprüchen geben der Zufriedenheit über günstige Witterungslage um die Weihnachtszeit Ausdruck: Weihnachten klar — gutes Weinjahr. Sind Weihnachten die Bäume weiß vom Schnee, so sind sie im Frühjahr weiß von Blüten. Ist Weihnachten kalt — kommt der Winter hart und bald.

Deutscher Geist und Ausblick

Unter obigem Titel, der vielleicht keine gute Uebersetzung des Originals „The German Mind and Outlook“ darstellt, ist jüngst in London ein Werk erschienen, das eine wertvolle Ergänzung der Geschichte darstellt, die der Nürnberger Proseur der Welt gegenwärtig vor Augen führt. Das Buch enthält sechs Beiträge verschiedener Verfasser über „Deutscher Staatsbegriff“, „Deutsche Auffassung des deutschen Geistes“, „Goethe und die moderne Welt“, „Romantische Germanentum“, „Mythen, Typen und Propaganda“ und „Nationalismus und die deutsche Intellektuellen“.

Die Form der Demokratie, die für Deutschland geeignet wäre, ist noch nicht entdeckt, hat Pastor Niemöller noch im September 1945 erklärt. „Das deutsche Volk hat es stets vorgezogen regiert zu werden, als sich selbst zu regieren.“ Erst die große Revolution in Frankreich hat die Deutschen zum politischen Denken angeregt. Und selbst nach der Revolution behauptete Goethe, daß „das Volk Anspruch darauf erheben kann, gut regiert zu werden, nicht sich selbst zu regieren“.

Kants politisches Ideal war nicht die Selbstregierung sondern der Rechtsstaat, und unter Gesetz verstand er eine „Vereinigung von Vernunft und Moral“. Von den Vorkämpfern einer praktischen Reform forderte Freiherr von Stein eine Vertretung der Stände, während Hardenberg zu Friedrich Wilhelm II. sagte: „Majestät, wir müssen von oben herab das tun, was die Franzosen von unten herauf getan haben.“

Fichte zeigte zuerst ein gewisses Verständnis für die französische Revolution, doch verlor er sich schon bald in einem Nationalismus, den ein englischer Historiker als „Beginn der deutschen Hegelomanie“ bezeichnet. Hegel verwechselte einfach das Königreich Preußen mit dem himmlischen Königreich, und deshalb sah er die Aufgabe der Regierung als zu schwierig an.

Das Jahr 1848 war das „annus mirabilis“ des deutschen Liberalismus. Heinrich von Gagern sprach von der „Souveränität der Nation“. War der Mißerfolg des Frankfurter Experiments wirklich eine Tragödie? Denn die Männer von 1848 wollten doch vor allem die deutsche Einheit, sie predigten militärische Machtstellung und Krieg. Ihre nationale Souveränität war doch nur das Mittel, den Zwist zwischen den aufeinander eifersüchtigen deutschen Fürsten aus der Welt zu schaffen. Und ihre „Freiheit“ sollte allein den Deutschen vorbehalten bleiben.

Weihnachten flockt und stürmt auf allen Wegen — das bringt den Feldern Segen.

Man sieht, der Bauer begrüßt den Schnee um Weihnachten ebenso wie der Wintersportfreund, wenn auch aus anderen Gründen. Von schneeloser, grüner Weihnacht hält er nicht viel; sind die Weihnachten grün — kannst du zu Ostern den Feis anstehen. Weihnachten feucht und naß — gibt leeren Speicher und leeres Faß. Hat Weihnachten Fliegen — hat Ostern Eitschollen Grüne Weihnachtsfeier — bedeckt mit Schnee die Ostersier.

Daß auch den Menschen grüne Weihnachten nicht günstig sind, sagt er in dem Spruch: Grüne Weihnachten — fetter Kirchhof. Dem Zunehmen des Lichtes nach der Wintersonnenwende gibt er in drolliger Weise in den folgenden Reimen Ausdruck: Am Weihnachtstag wächst der Tag, soweit die Mücke gehen mag; am Neujahrstag soweit der Hahn tratschen mag; am heiligen Dreikönigstag, soweit der Hirsch springen mag.

In dem deutschen Staat Bismarckscher Schöpfung diente das Parlament lediglich als Sicherheitsventil. Selbst Hans Delbrück, einer der besten deutschen politischen Schriftsteller der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, erblickte in der demokratischen Regierung nur einen „Betrug“. Troeltsch, Gelehrter und Denker, sprach im November 1918 vom deutschen Militarismus als einer „Politischen Einrichtung“, als dem Machtmittel einer herrschenden Schicht in einem System, das „erträglich erschien, weil es von allgemeiner Wohlfahrt und einer mustergültigen Bürokratie“ begleitet war. Hätte er an Goethe und Hegel gedacht, so wäre er zu der Einsicht gelangt, daß die Deutschen ja nichts anderes wollen, aber nach der Niederlage glaubte er, daß der Militarismus „keine Wurzeln im Volk“ habe. Noch weniger Wurzeln im deutschen Volk hatte die Verfassung von Weimar. Bereits 1919 schrieb Spengler, daß „die Weimarer Verfassung im Herzen des Volkes verurteilt sei.“ Nach Spengler kommen die bewußten Vertreter des Hakenkreuz-Gedankens: „Wird sich das Volk einst bewußt, daß es einen wirklichen Führer gefunden hat“, schrieb Moeller van den Bruck im Jahre 1923, „wird es freudig diese Führerschaft anerkennen und alle demokratischen und sozialistischen Parteilosungen, deren Unfähigkeit und Eigennutz längst durchschaut sind, zum Teufel jagen.“ Und das Ergebnis deutschen politischen Denkens während anderthalb Jahrhunderten war der Satz: „Unsere Verfassung ist, was der Führer will.“

Es ist leider unmöglich, im beschränkten Rahmen eines Artikels die Reichhaltigkeit des englischen Buches in das rechte Licht zu stellen. Die Sachlichkeit, mit der dort versucht wird, die deutsche Seele und Mentalität zu kennzeichnen, ist ganz besonders bemerkenswert. Und es wäre zweifellos nützlich, dem deutschen Volk in aller Klarheit den Weg zu zeigen, der es in diesen Tagen nach Nürnberg führt.

Auf das Kapitel „Mythen, Typen und Propaganda“ sei noch besonders hingewiesen. Zuerst ist zu betonen, daß das Wort „Mythos“ in der deutschen Sprache einen anderen Sinn hat als in der englischen und französischen Sprache. In England und Frankreich versteht man darunter etwa „eine Erzählung, der keinerlei wahre Begebenheit zugrunde liegt“, während die nationalsozialistische Definition damit wirkliches Geschehen verknüpft.

„Nach einer Niederlage scheinen die Deutschen mehr als sonst von dem „mythischen Wahn“ befangen. Wagner, Nietzsche und George waren ihre geistigen Führer, und alle drei standen in Widerspruch zum bürgerlichen Sinn und zur bürgerlichen Weltanschauung. Dem Nationalsozialismus ist es offenbar gelungen, die Vereinigung der schlechten Seiten ihrer Lehren zu verwirklichen. „Millionen werden sich bewußt“, schreibt Alfred Rosenberg, „daß ihre Aufgabe darin besteht, einen Mythos zu erleben und einen Typ zu schaffen. Und aus diesem Typ den Staat aufzubauen und so ihr Leben zu formen.“

Im Deutschland der Zeit nach dem ersten Weltkrieg ist zur Heidenverehrung eine Verehrung des „Typ“ gekommen, die Hitler und der Nationalsozialismus später nach Kräften ausnutzten. Da war „der heldische Mensch“, der Frontentyp, der Frontsoldat, „der Deutsche Arbeiter“. Alle waren die „Kämpfer“. Sie entstanden aus dem ersten und fanden ihre natürliche Erfüllung im zweiten Weltkrieg. Sombart, Wirtschaftler und „Kulturhistoriker“ schrieb 1918: „Deutscher sein, heißt ein Held sein.“

Ernst Borgmann, Professor der Philosophie in Leipzig, erklärte 1934: „Was ist heroisch? Heroisch ist Gott. Heroisch war der göttliche Mensch des Lichts aus dem vorgeschichtlichen Norden. Heroisch ist der Mensch Kants und Fichtes. Heroisch ist der Mensch, der sich im Krieg und Frieden für sein Volk opfert. Heroisch ist die Mutter, die ihrem Volk Kinder gebärt. Heroisch ist der Führer, der an sein Volk und dessen heroische Größe glaubt.“

Ähnlich klingt die Verherrlichung des Frontsoldaten und der „Neuen Schönheit“ des deutschen Arbeiters durch Alfred Rosenberg. Krieg war die Quintessenz der Mythen und Typen. Und was Hitler und die Nazia getan haben, bestand vor allem darin, dem deutschen Volk diese Ideen mit einer meisterhaft und rücksichtslos geführten Propaganda einzutrammeln.

Im Land der Konzentrationslager von Belsen, Buchenwald und Auschwitz gab es schon vorher ein Belsen und Buchenwald des Geistes. Zu dieser Feststellung gelangt man immer wieder, wenn man sich mit der Geschichte des deutschen Volkes beschäftigt.

Ortenauer Schnurrpfeiferlein

Im Buchladen

Sie wollen einen Roman haben, interessant und fein. Sagt die Junge Dame, und eine Liebesgeschichte müsse es sein. Und dann hat das Fräulein noch ein besonderes Anliegen: „Eine Geschichte soll's sein, wo sie sich hinten kriegen...“

Kleine Weisheit

Was du nicht laut zu sagen brauchst. Mein Freund, sag's leise — Und was im Zorn du grummig fauchst, ist meist nicht weise ...

Bauernregeln ...

Belächelt nur, wie ihr meint, überlegen, Die Bauernregeln, die überlieferten alten; Ihr bleibt ja unberührt von jenem Welten, Das geheimnisvoll schenkt der Erde Segen!

Verlag Franz Huber, — Chetredaktion: Karl Heinz Lemke. — Druck: A. Reil & Cie. — Südliche in Ortenburg

DAS KRIPPENSPIEL

Eine heitere Theatererinnerung

Der Erfolg mit der weltberühmten Pawlows, die wir zu einem Gastspielabend im Offenburger Kunstverein gewonnen hatten, war uns glatt in den Kopf gestiegen. Und ein anderes war dazu gekommen: Wir hatten gehört, daß der Münchener Bühnenleiter Falkenberg mit der Inszenierung eines Krippenspielles seine so erfolgreiche Theaterlaufbahn begonnen hätte. Wir beschloßen darum, in Offenburg ein Krippenspiel aufzuführen.

Obwohl wir „Provinz“ waren und auch wußten, daß, wenn zwei dasselbe tun, es nie und nimmer dasselbe ist, hatten wir doch allerlei Leute in unserem Städtchen und dazu auch Reserven, die ein Gelingen des Projektes zu verbürgen schienen. Da war ein aus dem Elsaß ausgewiesener Malerprofessor, ein richtiger Bohemien und alter Bühnenhase, ein Bildhauer, ein tüchtiger Verleger und Komponist, der weitbekannte Krippenlieder geschaffen hatte und seine sechs Töchter zu einem ton- und taktfesten a Capella-Chor vereinigt hatte.

Die Besetzung der Rollen machte natürlich Schwierigkeiten. Denn es gab dankbare und weniger dankbare Rollen, dafür gute, weniger gute und in ihren Leistungen völlig unbekannte Spieler. Größte Nachfrage herrschte nach den Teufeln, bei denen man sich so richtig verschmieren konnte. Und das macht den Jungen zum einmal Spaß. Der zum Darsteller des „Josef“ Ausgesehenes war ein guter und routinierter Spieler, dessen Rollengebiet fest umgrenzt war im Würdigen und Väterlichen. Der Mann wehrte sich aber gegen die Rolle des Nährvaters. Er wollte lieber einen feurigen Liebhaber spielen, den es nun „ber in dem Krippenspiel nicht gibt, oder einen Teufel oder den König „Herodes“. Den „Herodes“ hatten wir über in die festen Hände eines Theaterschülers des Landestheaters gegeben, von dem wir damals glaubten, er werde einmal ein Meisterspieler werden, der aber dann einen stillen, bürgerlichen Beruf ergriffen hat. Der angehende Werner Kraus war auch mit der Rolle des Ansatzers betraut worden. Damit der hegere Jüngling etwas kräftiger aussah, wurden ihm dicke Wappelsteine aufgebunden. Für die „Maria“ hatten wir eine Epistlerin, die in Spiel, Geste und Aussehen wunderbar erhabend wirkte. Das „Gewissen“ war durch eine ausgezeichnete Sprecherin vertreten, aber den Fräulein „Michael“ spielte eine Dame von körperlichen Anmaßen, die einem Grenadierregiment zur Ehre gereicht hätten. Die „Wirtin“ haspelte in unverkennbarem preußischen Tonfall ihren Part nur so herunter.

Unser Spielleiter war ein Redakteur. Er hatte den Ehrgeiz so manches Kollegen vom Theater; Er wollte auch noch selbst mitspielen. Aber er war zufrieden mit der Rolle des „Schwarzen Königs“. Mit uns ging er scharf ins „Gericht, sprach und spielte uns vor, bis alles sah, wie er es haben wollte, aber wenn die Reihe an seine Rolle kam, las er seinen Part aus dem Rollenheft ab.

Die Plätze des Stadttheaters waren für das entsprechend angekündigte künstlerische Ereignis ausverkauft.

Todesstille herrschte, als der gut zurechtgemachte Schauspielschiller an die Rampe trat und das Spiel anlegte. Rührend „nächtenhaft“ sah die Madonna in ihrem Lichtdurchfluteten Stübchen. Man konnte es schon verstehen, daß je erschreckt, als Erzengel Gabriels Bienenstaube in goldströmendem Levitentengewand vor ihr stand und ihre Worte mit rollendem RRR, einer Turteltaube gleich, garrte. Den zweiten Schreck bekam allerdings der Engel selbst, weil der strahlenspendende Scheinwerfer in seinem Rücken zuerst zischte, spritzte und nach kurzem Flammenbogen Schluß bekam. Deutlich hörbar entrag sich der Engelsbraut ein verängstigtes „Uh!“ Die Madonna lächelte, und der Saal lächelte mit.

Das Lachen war aber voll und schon recht hörbar, als die beiden Fansrenkblätter, die das Zeilungsodikt ankündigten, die Trompeten erst dann an dem Mund unter ihren schwarzen Schnausbüschen führten, nachdem der Bühnenmusiker schon wieder zur Pause gekommen war. Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich recht klein. Indessen, er wurde wieder vergessen durch den herrlichen Sternhimmel der Herbergsuche und das rührende Fischen des M. Panzer. Die Wirtin legte ihre abweisenden Worte den Oberbäuerchen nur so hin, wie es ein preussischer Offizier mit seinen Rekruten nicht besser fertig gebracht hat.

Was dann weiter geschah, und warum es geschah, ist nie geklärt worden: Im Weilerschreiben von dem ungeliebten Bus trat der hl. Josef so kräftig auf den langen Reiselast, daß dieser der Wirtin auf die Nase prellte und sie ihren Redeschwall ruckartig abstoppte. Die Wirtin sank wie ein Kartenhaus hinter der Tür zusammen — und das Publikum merkte rein gar nichts.

Ein Glanzstück war die Hirtenzene. Der Hirtenbus war im Leben ein rechtes „Nächtchen“, aber auf der Bühne gab er sich in seltsamer und ungelünsteter Weise mit unserem Schäferhund

„Wolf“ ab, den ich wieder hinter die „Bühne lockte und lieb streichelte, während auf der Bühne der Chor „Vom Himmel hoch ...“ erklang. Nicht minder wirkungsvoll wie dieses Lied erscholl das „Ehre sei Gott in der Höhe“ der Engel hinter der Bühne, aber es war gut, daß das Publikum nicht merkte, wie unser Komponist einer „einer Töchter wegen eines mangelnden „Crescendos“ das Taktstöckchen auf den Kopf schlug, daß das Mädchen in einer wahren Tränenflut tang.

Im „Zug der Weisen“ spielte ich selbst mit. Wir kamen unter feierlichen Klängen mit Gefolge durch die Seelmühle. Mein genau nach Paul Wegener kopiertes Oedipuskostüm gab mir Würde, die ich selbst zu spüren vermehrte. Im Hochgefühl schritt ich die Treppe zur Bühne und zum neu gemalten Zwischenvorhang hinauf. Aber plötzlich brachte mein Gewand in allen Nibhnen. Ich war herzhafte und ahnungslos auf mein Unterkleid getreten und mußte noch „eines! eine Stufe abwärts steigen, um nicht auf die Nase zu fallen. Eine Heisterkeitswelle ebte durch den Saal, aber sie war nicht durch mein Pech verursacht, welches das Publikum nicht bemerkt hatte, sondern durch das Erscheinen des „schwarzen Königs“. Auf dem Zettel war sein Name nicht gestanden, aber das Publikum hatte ihn erkannt und da er im bürgerlichen Beruf Redakteur des „schwarzen“ Blattes war und nun auch noch die Rolle des schwarzen Königs spielte, empfand man das als einen unfreiwilligen Witz.

Dieser schwarze König kam sehr bedückt daher. Der Grund war nicht in seiner Erscheinung gelegen, sondern sehr einfach der: Der Schauspieler und Spielleiter hatte vergessen, die Kotschmützen vorher zu probieren, und als er vor der Aufführung in sie hineinschlüpfte, mußte er feststellen, daß sie viel zu klein waren. Er behielt nun seine modernen Schnurrstiefel an und suchte durch seine bedrückte Haltung mit dem Manteltum den epochalen Mangel auszugleichen.

Aber jetzt folgte das große Verhängnis: der Spielleiter, der sich nie um seine zierliche Rolle gekümmert hatte, sollte sprechen:

„Als wir kamen in dieses Land, dachten wir, es sei allen Menschen bekannt.“ Mein schwarzer Kollege begann:

„Als wir kamen in diese Stadt, und er fand keinen Reim zum zweiten Vers. Der Einsager wußte sich keinen. Der König stockte, ein Flüstern ging durch das Theater. Der zweite Versuch hatte keinen besseren Erfolg, nur den, daß das ganze Auditorium in unverholener Schandhaftigkeit laut und vernachlässig lachte. Vergessensflüsterte ich meinem Partner das Stichwort zu; in seiner Aufregung hörte er es nicht und beim

dritten Anlauf sprach er seinen Satz in prosa zu Ende.

Der Besuch unserer drei gekrönten Häupter beim Kollegen Herodes führte zu einem Skandal. Da war ein volkspeinliches Bild, ein Verzweiflungsszene mit dem Teufel. Für die Teufelrollen hatten wir Gymnasiasten ausgesehen. Ich hatte zwar gewarnt, weil ich sie zu kennen glaubte, aber selbst, was ich befürchtete, wurde überboten. Diese Teufel prägten und boxten Herodes auf der Bühne herum, daß die Wappelsteingerichte sich lösten und plötzlich die schlanke Linie des Theaterschülers wieder hergestellt wurde. Um die Wappelsteiner baigten sich die Teufel in heißem „ampff und vergaßen dabei ganz den so schwer anihandelten Herodes. Die Zuschauer waren von so viel unfreiwilligem Humor mehr als überrascht und der Vorhang mußte sich rasch senken.

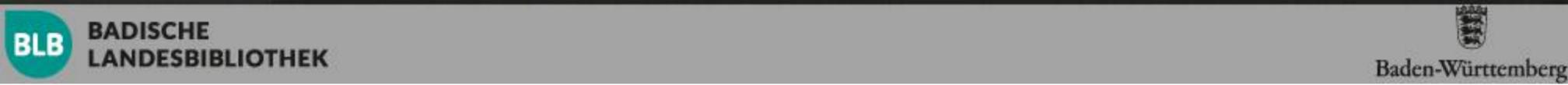
Hinter dem Vorhang aber tobten vor Wut der Mainprofessor und der Regisseur. Doch sie hatten nicht allzuange Zeit, denn die Schlüssellere rückte heran: die Huldigung der Könige. Daß auch hier etwas passieren würde, das nicht nur alle für ausgeschlossen, ich anisierte als König vor der Krippe und konnte meine Fassung kaum bewahren, als ich an der Heisterkeit oss Theaters merkte, daß etwas nicht stimmen könne. Unaufällig schaute ich zurück, und ich gewahrte zu meinem Erstunnen mitten auf der Bühne unseren Hund „Wolf“. Er war nach der Hirtenszene nach Hause verbracht worden, aber da war es ihm zu langweilig, und so ging er wieder zum „Bühnenhaus“. Der Bühnenmeister versuchte, den Hund am Schwanz von der Bühne wegzuziehen, aber der Hund machte sich an mich heran, und der Vorhang mußte sich über der wenig ehrenvollen Komödie senken.

Wir hatten also viel Pech bei unserem Spiel, aber das Publikum war trotz des Unsterns den Abend über doch in gehobener Stimmung. Ungeachtet aller ablenkenden Lächerlichkeiten der Ausführung war der biblische Gehalt des Stückes geblieben und so groß, daß Erhebung und Sammlung entstanden und weiter wirken konnten.

Als ich abgeschminkt, nochmals über die halbdunkle Bühne schritt, bot sich mir unverhofft ein beglückendes Bild. Das jüngste unserer Engländer hatte sich nach im Kostüm mit Flügelchen heimlich aus der Garderobe davongemacht und war in den Stall auf die Bühne getrippelt. Leise näherste sie sich der nun verlassen Krippe und spähte mit offenem Mäulchen auf das Jesuskind und da fragte es mich: „Liebt das Jesuskind?“

Da ward mir plötzlich ganz warm ums Herz. Was war alles um mich her gegen diesen fragenden Kinderblick und gegen dieses Kindes Weihnachtsglück?

Koso



Fräulein Bistouri / Von Charles Baudelaire

Als ich im Schein der Gaslaternen an das Ende des Faubourg kam, fühlte ich einen Arm sich leis unter den meinen schmiegen und hörte eine Stimme, die mir ins Ohr sagte: „Sie sind Arzt, mein Herr?“

Ich sah mich um; es war ein großes, starkes Mädchen, mit weit offenen Augen, ein wenig gepudert, die Haare mit den Bündeln ihrer Kappe im Winde wehen lassend.

„Nein, ich bin kein Arzt. Lassen Sie mich in Ruh.“ — „O ja! Sie sind Arzt. Ich sehe es ja. Kommen Sie zu mir. Sie werden sehr zufrieden sein mit mir, kommen Sie!“ — „Gewiß, ich werde Sie besuchen, aber später, nach dem Arzt, zum Teufel...“ — „Ahl ah!“ machte sie, immer in meinem Arm eingehängt und in Lachen ausbrechend, „Sie sind ein Schein von einem Arzt, ich kenne viele solche. Kommen Sie.“

Ich habe leidenschaftlich das Geheimnis, weil ich immer Hoffnung hege, es zu lösen. Ich ließ mich also von dieser Begleiterin, oder vielmehr von diesem unerwarteten Rätsel mitnehmen.

Ich übergebe die Schilderung ihrer Ähne: man kann sie in einigen wohlbekannten alten französischen Dichtern finden. Nur ein von Regnier unbemerktes Detail: zwei oder drei vorwärts berühmter Aerzte hängen an den Mauern.

Wie wurde ich gebüchert! Ein „großes Feuer, heißer Wein, Zigarren; und indem sie mir diese guten Sachen anbot und selbst eine Zigarre anzündete, redete das komische Ding zu mir: „Tuen Sie wie zu Hause, lieber Freund, machen Sie sich bequem. Das wird Sie an das Spital erinnern und an die beste Zeit Ihrer Jugend.“ — Ah! Wo haben Sie sich diese grauen Haare geholt? So haben Sie nicht ausgesehen, als Sie Interner Arzt in L... waren, es ist noch nicht lange her. Ich erinnere mich, daß Sie bei schweren Operationen assistiert haben. Da war einmal ein Mensch, der gern schneldt und sticht und sägt! Sie haben ihm die Instrumente gereicht, die Fäden und die Schwämme. Und wenn die Operation zu Ende war, sagte er stolz, auf die Uhr blickend: „Fünf Minuten, meine Herren!“ — O! Ich komme überall herum. Ich kenne alle diese Herren gut.“

Nach einigen Augenblicken begann sie, mich durch den neuen: „Du bist Arzt, nicht wahr, mein Käzchen?“

Dieser unbegriffliche Refrain ließ mich aufspringen. „Nein!“ schrie ich wütend.

„Also Chirurg?“

„Nein! nein! Außer, daß ich dir den Kopf abschneide!“

„Warte.“ fing sie wieder an, „du wirst sehen.“

Und sie zog aus dem Schrank einen Bund von Papieren heraus, die nichts anders war, als eine Sammlung von Porträts berühmter Aerzte unserer Zeit, von Maurin lithographiert, wie man sie vor mehreren Jahren in den Auslagen des Qual Voltaire sehen konnte.

„Schau! erkennst du diesen da?“

„Ja, das ist X. Der Name steht übrigens darunter, aber ich kenne ihn persönlich.“

„Ich habe es gewußt! Und hier ist Z, der in seinen Vorträgen, wenn er auf X zu sprechen kam, zu sagen pflegte: „Dieser Ungeheuer, das in seinem Gesicht die Schwärze seiner Seele trägt!“ Das alles, weil der andere in irgendeiner Angelegenheit nicht seiner Ansicht war! Wie hat man sich damals in der Anstalt darüber belustigt! Erinnerungst du dich? — Wart, hier ist K, welcher der Regierung die Revolutionäre denunzierte, die er in seinem Spital behandelte. Das war zur Zeit der Revolution. Wie ist es möglich, daß ein so schöner Mann so wenig Herz hatte? — Und das ist W., ein famoser englischer Arzt; ich hab ihn auf

seiner Reise nach Paris gekapert. Er sieht aus wie ein Fräulein, nicht wahr?“

„Und als ich ein zusammengeschnürtes Paket, das noch auf dem Tischchen lag, berührte, sagte sie: „Warte ein wenig; — diese da sind die internen Aerzte und hier drin sind die externen.“

„Und wie einen Fächer entfaltet sie eine ganze Anzahl von Bildern, die viel jüngere Physiognomien darstellten.

„Bis wir uns wiedersehen, gibst du mir dein Bild, nicht wahr, mein Lieber?“

„Aber“, sagte ich ihr, indem auch ich meine fixe Idee verfolgte, „warum hältst du mich für einen Mediziner?“

„Weil du so nett und so gut zu den Frauen bist!“

„Sonderbare Logik!“ sagte ich zu mir selbst.

„Oh, darin täusche ich mich nicht: Ich hab schon eine hübsche Anzahl gekannt. Ich habe diese Herren so gern, daß ich sie, wenn ich auch nicht krank bin, manchmal besuche, nur um sie zu sehen. Manche sagen mir kalt: Sie sind überhaupt nicht krank! Aber andere verstehen mich, weil sie in meinen Mienen lesen.“

„Und wenn sie dich nicht verstehen...?“

„Teufel dann hab ich als unnützerweise gestört, lasse sehr Francis auf dem Kamin zurück.“ — Die Leute sind so gut und so lieb! — Ich habe im Hospital de la Pitié einen kleinen Internen entdeckt, der hübsch ist wie ein Engel, und wie höflich, und wie er arbeitet, der arme Bursche! Seine Kameraden sagten mir, daß er keinen Sou besitzt, weil seine Eltern arme Leute sind, die ihm nichts schicken können. Das hat mir Vertrauen eingeflößt. Und schließlich bin ich ziemlich hübsch, wenn auch nicht mehr ganz jung. Ich hab ihm

gesagt: Komm zu mir, komm oft zu mir. Und mach keine Umstände vor mir, ich brauche kein Geld. Du begreifst, daß ich ihm laa auf alle Art zu verstehen gab; ich hab es ihm nicht so geradezu gesagt: Ich hatte solche Angst, ihn zu demütigen, das liebe Kind! — Wirst du glauben, daß ich einen dummen Wunsch habe, den ich ihm nicht zu sagen wage? — Ich möchte, daß er mich mit seinen Instrumenten und mit einer Schürze besucht, und selbst mit ein wenig Blut drauf!“

Sie sagte das mit so unschuldiger Miene, wie ein väterlicher Mann zu einer Schauspielerin, die er liebt, sagen würde: Ich will Sie 'n dem Kostüm der prächtigen Rolle sehen, die Sie kreieren haben.“

Beharrlich frage ich wieder: „Kannst du dich an die Zeit und an den Anlaß erinnern, da in dir diese seltsame Leidenschaft zum ersten Male auflebte?“

Ich mache mich schwer verständlich; endlich gelingt es mir. Aber da antwortete sie mir mit sehr trauriger Miene, und wenn ich mich recht erinnere, sogar die Augen wewendend: „Ich weiß nicht... Ich erinnere mich nicht.“

Welch seltsame Dinge findet man nicht in einer großen Stadt, wenn man herauskommt und zu beobachten weiß! Das Leben wimmelt von unschuldigen Ungeheuern! Herr, mein Gott! Du, der du der Schöpfer und Melter bist; du, der du das Gesetz und die Freiheit geschaffen hast; du, der du der König bist, der gesehen ist, und der Richter, der verurteilt; du, der du voll Ursachen und Gründe bist, und der du meinem Geistes die Lust an Entsetzen eingereben hast, um 'ach Herz zu bekehren, wie die Haltung in die Schmelze eines Messers: Herr, habe Erbarmen, habe Erbarmen mit den wahnsinnigen Männern und Frauen! O Schöpfer! kann es Ungeheuer geben 'n den Augen dessen, der weiß, warum sie sind, wie sie wurden, und... gar geschieden müßte, daß sie nicht werden?“

Buntes Allerlei

Kochendes Eis auf Island

Die Bewohner von Reykjavik (Island) erleben ein seltsames Natur Schauspiel, ihr „Eis, ein kristallklarer Eisbach, zeigt große gelbe Wellenschläge, denen Schwefeldampf entströmt. Weiße Häuser am Ufer werden grau und die Nahrung, die man in diesem Wasser kochen läßt, wird schwarz. Ueber breiten Eisgletschern züngeln rötliche Flammen. Das Eis scheint zu brennen. Diesen „Scherz“ erlaubt sich der Vulkan Vatnajökull, der alle zehn Jahre ausbricht. Dänische und schwedische Geologen überfliegen die Gletscher, um die Erscheinungen unter dem Eis zu beobachten.

Hitler — Kaiser

Diejenigen, welche die Insignien des Heiligen Römischen Reiches verborgen hielten, wurden zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Sie hatten die Kleinodien unter einem Tunnel versteckt. Hitlers Größenwahn war der erste Anlaß zu diesem Diebstahl. Seit 1908 wurden die Insignien — die Krone, das Szepter, der Reichsapfel, das Schwert und der Krönungsmantel — mit Gold und Perlen bestückt. In der Hofburg zu Wien aufbewahrt. Im September 1938 ließ Hitler sie nach Nürnberg, in seine „Kaiserpfalz“, schaffen.

Liebesbriefe

„Mein Innigstgeliebter“, „Mein Alles“, „Mein Leben“, diese Anreden galten nicht irgend einem beliebigen Menschen oder einem Filmschauspieler, sondern — Adolf Hitler. Alierierte Truppen haben in Berlin einen Teil seiner Privatkorrespondenz gefunden.

Darunter befinden sich drei Briefe aus Glasgow, aus blauem, feinem Papier, die mit ausgesuchter Tinte beschrieben waren. Man hat herausgefunden, daß ihr Absender eine junge Schottländerin aus guter Familie ist, nur gilt sie, was zu Hitlers Umgebung paßt, für etwas exzentrisch. Die Briefe sind in einem „göttlichen“ Stil gehalten, im Ton des englischen „Du“, dessen man sich sonst nur im Gebet bedient.

Edda Ciano in Geldnöten

Edda Ciano, die vor wenigen Jahren noch den Ehrpreis hatte, Europas eleganteste Frau zu sein, sah sich dieser Tage gezwungen, ein Gesuch um Erhöhung ihres Monatsgehaltens an die italienische Regierung zu richten. Die in Italien herrschende Teuerung hat die Tochter Mussolinis hierzu gezwungen. Bisher erhielt sie monatlich 14.000 Lire aus ihrem beschlagnahmten Vermögen. 5000 gibt sie davon monatlich für die Miet ihres Hauses auf den Liparischen Inseln aus. Die restlichen 9000 Lire genügen scheinbar zur Führung ihres Haushaltes nicht; die Entscheidung der Regierung wird mit Spannung erwartet.

Erziehung

„Du siehst so leidend aus, mein Alter; wie geht's?“

„Mich drücken die Schuhe; sie sind mir zu klein.“

„Warum trägst du keine größeren?“

„Niemand in meinem Leben. Ich habe eine Wohnung, die ist zu klein, schlecht gehiselt, schlecht beleuchtet, voller unerträglicher Kinder, die alles zerbrechen; eine unmögliche Schwiegermutter und eine Frau, die mich hintergeht. Du verachtest, wenn ich dann abends nach Hause komme, dann ziehe ich meine Schuhe aus und fühle mich so wohl...“

Hans Dominik gestorben

Hans Dominik, der bekannte Roman schri-fsteller und Verfasser technischer Zukunftsromane, ist in Berlin gestorben.

Rainer Maria Rilke / Zu seinem 70. Geburtstag

In den trüben, von politischen Spannungen und Alltagsorgen überschatteten Dezembertagen ist die Welt achtes in einem Jahrestag vorübergegangen. Vor 70 Jahren, am 4. Dezember 1875, wurde Rainer Maria Rilke in Prag geboren. Heute, da die Menschheit sich nach einem neuen universellen Humanismus, nach einer neuen reinen Ethik sehnt, bekommt die Persönlichkeit Rilkes, der selbst nach einer Synthese des europäischen Geistes strebte, besondere Bedeutung. In Böhmen geboren, Oesterreicher durch Erziehung und gesellschaftliche Bindung, war dieser hervorragende Dichter stets ein Fremder in Deutschland geblieben. Er verbrachte fast 30 Jahre seines kurzen Lebens (Rilke starb im Jahre 1926) in der Fremde, in einem freiwilligen Exil. Rußland und Frankreich waren die zwei Pole seiner geistigen Wanderung. Bei Tolstoi, in der Einsamkeit der weiten russischen Landschaft, in der oft der umruhigenden Tiefe der russischen Volksseele, fand Rilke Mysticismus einen geeigneten Nährboden. Hier entstand sein Weltbild, hier wurde ihm das Trüvereische aller Realität bewußt.

Rilkes Lebensweg führte ihn auf natürliche Weise von Jeneffa Poljana nach Paris, von Tolstoi zu Rodin, die „Frohen Gedichte“ und die „Nernen Gedichte“, die Rilkes Dichtertum begründeten, entstanden während seines ersten Pariser Aufenthaltes vor 1914. Im Atelier des genialen Bildhauers lernte Rilke die Materie zu meistern. Er erkannte die Rolle der Form, die in der Kultur ebenso entscheidend ist, wie in der Poetik. Seine feineschliffenen Gedichte erinnern an die antiken Toros in Schlosspark von Versailles, mit denen Rilke so oft vertraute Gespräche führte.

Rilkes Vater wollte seinen Sohn um Soldaten erziehen; der junge Mann verließ jedoch bald die

Kadettenschule, deren Anforderungen sein zartgebauter Körper nicht gewachsen war. Und doch stand Rilke sein ganzes Leben lang im Bann der soldatischen Tracht, die für ihn mit der Ordens-tracht weesenverwandt war; Rilke war kein Bürger. Er fühlte sich immer von einer strengen geistigen Disziplin angezogen, die ihm auch den Weg zu Gott wies.

Das Gottesproblem steht im Mittelpunkt der Rilkeschen Weltanschauung. Zu Beginn seiner Wanderjahre begegnet er dem Mysticismus der russischen Gottesdichter. Sein „Stundenbuch“, die Frucht seiner Auslandsreisen, sucht das persönliche Verhältnis zu Gott in ekstatischen Visionen darzustellen. Aber schon treten auch andere Motive auf, die später stets wiederkehren werden: Demut und sünftiles Verstehen, Armut und Tod, Flucht in die Einsamkeit, zur Inneren allein tröstenden seelischen Realität.

Nach dem Krieg fand der ruhelose Rilke endlich in der Schweiz ein Heim. In einem kleinen Schwyzdorf liegt der Dichter begraben. Im Chateau de Muzot, einem verlassenen, haufälligen Besitz, schrieb er die „Duinenser Elegien“, die Krönung seiner dichterischen Arbeit. Hier steht wieder Gott im Mittelpunkt, aber ein furchtbarer Gott, der mit dem Flamenschwert strafende Engel, alle langverweilten Themen seines Denkens und Fühlens, Liebe und Tod, die Beziehungen des Menschen zum Kosmischen, die Einheit vom irdischen Dasein und dem Leben im Tod, alle großen Symbole unseeres Seins sind hier in einer neuartigen und doch klassischen Sprache geformt. Die „Duinenser Elegien“ gehören zu den vollkommensten Schönfunen der deutschen Sprache; sie erreichen eine fast übernatürliche Schönheit, wie die letzten Streichquartette Beethovens.

Der Student der heutigen Zeit / Eine Entgegnung

Vor kurzem erschien unter dieser Ueberschrift in einer Universitätsstadt des französisch besetzten Teiles von Württemberg eine Betrachtung über einen „neuen Typ“ des deutschen Studenten „in einem neuen Semester“.

Wenn man zu den Menschen gehört, die wohl dem Namen nach „Alte Herren“ sind, sich aber keineswegs als solche fühlen, schenkt man natürlich solchen Zellen seine besondere Beachtung.

Das ist sicherlich erwünscht; denn wir haben uns auch immer darüber gefreut, wenn ältere Semester sich um unser Leben gekümmert haben, weil wir wußten, daß wir unter dem Druck der Verhältnisse und in den Fesseln des NSDStB, vieles haben aufgeben müssen, was uns lieb und teuer und zum rechten Studenten gehörig erschien.

Aber das, was wir festhalten konnten, das haben wir beibehalten; gehegt und gepflegt, so gut wir konnten und auch verteidigt gegen alle Stürme, welche die „Studentenführung“, sobald sie sich müßig fühlte, entfacht hat. Deshalb haben wir so vieles aus der Zeit der „alten Burschenherrlichkeit“ herübergereitet, das man in München längst zum Toten verurteilt und teilweise auch für tot gehalten hatte. Daß aus Fächern und Burschen „Kameraden“ geworden waren, hat uns nicht gestört. Wir nannten uns befehlsgemäß „Kameradschaff“ und sangen mit Recht: „... geblieben ist uns doch der Kern, und den läßt fest uns halten!“ Die abnehoilene „Begriffswelt und Fachsprache des Kasernenhofes“ blieb uns fremd; wir haben uns nicht „ausgerichtet“, wie man dort irrümlich meint, sondern nur 5 Pfennige Beitrag abgeliefert und das nicht immer; die Dienstvorschriften wurden schön stüberlich abgeheftet, damit niemand durch sie infiziert werden könnte. An den politischen Abenden sprach „Soldatensender West“; Natürlich brachten wir es bei dieser Schulung nie zur Mitbedachte des NSDStB, nur immer zu Suspensionen und Uniformverboten (die wir nie besaßen). Darauf waren wir besonders stolz.

Zu dieser passiven Resistenz gehörte allerdings mehr Mut als jene Freistudier besaßen, die heute so einbildet darauf sein wollen, stets ihre völlige Unabhängigkeit bewahrt zu haben. Es ist ihnen in nichts geschehen. Sie wurden auch nicht „beschnitten“ und auf viele Arten „bekantert“. Auf unser Mitleid müßten sie heute noch warten; denn was sie für das Studenten getan haben, das ist weniger als nichts. Man sah es ihnen an. Wer allerdings aus der Einsicht heraus einer studen-

tischen Gemeinschaft fernbleibt, daß alle Kameradschaften seiner Universitätsstadt nur den HL-Dienst in gehobener Stiel fortsetzen, der hat recht gehandelt.

Bei jenen „schlankeftigen Marineführichen, Heeresmediziniern und saloppen Soldaten der Luftwaffe“, die in jenem Artikel so geringschätzig beurteilt wurden, waren doch einige dabei, die trotz ihrer Uniform Studenten waren und gerade deshalb sehr oft mit ihren Dienststellen in Konflikt kamen. Für sie war, in Hörsälen sitzen zu dürfen, keine „angenehme Art von preußischem Dienst“, sondern eine Belastung.

Ein Student und Soldat ist weder das eine noch das andere ganz. Wer aus soldatischem „Pflichtgefühl und Dienstauffassung“, wie es heute offenbar zu geschehen pflegt, zum Hörsaal läuft, ist kein Student; wer „mit dem Ernst von Reichstagsstenographen“ das Heft führt, ist kein Student. Wer aber Anakreon und Horaz als „größte der Philosophen“ erkennt und dennoch sein Examen macht, der ist Student. Erfahrungsgemäß über-

trifft ein gut Teil von ihnen die Freistudenten in den wissenschaftlichen Leistungen, von der Lebensgewandtheit und dem weltoffenen Blick ganz zu schweigen. In die Welt des Geistes sich zu vertiefen, heißt und erfordert nicht, in ihr unterzugehen.

Gerade wollten wir uns freuen, daß wir den Zerfall der Universität in die von Robert Ley geforderten Fachschulen nicht mitansehen mußten, da fordert man von neuem, die Studenten sollten „richtige Fachleute werden“. Das natürlich auch selbstverständlich; aber man muß daneben doch nicht nur sein Spezialgebiet im Auge haben, sondern versuchen, sich etwas von der universitas fürs Leben mitzunehmen. Man sollte nicht nur im Fachgebiet „abstrahieren und zugleich kombinieren“ lernen, sondern in der ganzen geistigen Welt sich zu orientieren versuchen. Vielleicht wollte jener Student das auch sagen, nur darf er dann nie von „Fachleuten“ sprechen. Denn wir wollen Akademiker sein, Schüler der Akademie, die von einem Platon gegründet worden ist.

Wenn man sich darauf besinnt und die wahren Studenten von gestern nicht vergißt, wird man vielleicht einen neuen Typ des Studenten finden, den wir bejahren können.

Dr. A. Gailer.

Hochschulnachrichten

Slüberung der Tübinger Universität

An der Tübinger Universität sollen politische Fragebogen verteilt werden sein, da es allgemein bekannt geworden war, daß sich ehemals aktive Nationalsozialisten und Militaristen immatrikuliert hatten, die ihre Vergangenheit nicht vergessen konnten.

Neubeginn deutscher Universitäten

Die Berliner Universität wird voraussichtlich noch im Dezember offiziell eröffnet werden. Der reguläre Lehrbetrieb soll — wie der Rektor der Universität erklärte — wahrscheinlich Anfang Januar beginnen. Emigrierte Dozenten sind noch nicht aus dem Ausland nach Berlin gekommen, dagegen gehören mehrere Professoren, die sich unter dem Hitler-Regime ins Privatleben zurückziehen mußten, wieder der Professorenchaff an.

Die Universität München wird in den nächsten Tagen wieder eröffnet. 7000 Studenten haben sich um die Immatrikulation beworben, doch können nur 4000 Studenten aufgenommen werden. Alle Institute, bis auf das botanische Institut, sind beschädigt oder liegen völlig in Trümmern.

Die Gesamtzahl der Studierenden in Hamburg beträgt bisher 1795. Dr. phil. habil. Karl Heisig erhielt eine Dozentur für das Gebiet der römischen Philologie. Für das Gebiet der Philologie habilitierte sich Dr. Klaus Reich.

Am 10. 12. nahmen alle Fakultäten der Kölniger Universität, mit Ausnahme der medizinischen, ihre Lehrtätigkeit wieder auf. Zum Studium zugelassen wurden etwa 1500 Studenten. Die Universität Heidelberg, die als erste deutsche Universität bereits am 15. August ihren Betrieb wieder aufnahm, und in diesem Wintersemester Vorlesungen in der heologischen und medizinischen Fakultät abhält, erhielt jetzt von der Militär-Regierung die Genehmigung zur Wiederöffnung der philosophischen, juristischen und naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät. Damit ist die gesamte Universität wieder in Betrieb.

Wiedereröffnung der Berliner T. H.

Mit Zustimmung der Satzungsbehörde ist die Wiedereröffnung des Lehrbetriebes an der Technischen Hochschule in Berlin gesichert. Es wird geplant, die Hochschule am 15. März des kommenden Jahres zu eröffnen.

Die Göttinger Universitätsbibliothek

In dem Bergwerk Oipriehaus bei Göttingen, wo die gesamte 230.000 Bände umfassende Bibliothek und das wissenschaftliche Hilfsmaterial der Universität Göttingen, sowie eine Sammlung des Staatsarchivs lagerten, brach ein Brand und eine Explosion aus. Wieweit die Bibliothek in Mitleidenschaft gezogen wurde, ist noch ungeklärt.

Kleine Kultur-Rundschau

Richard Strauß

Der deutsche Komponist Richard Strauß lebt jetzt als 80jähriger in Baden in der Nähe von Zürich. Wie er erklärte, hat er einige neue Kompositionen vollendet. Unter diesen Werken befindet sich auch ein Konzert, das im kommenden Januar in Zürich das erste Mal vor der Öffentlichkeit erklingen soll. Die übrigen Kompositionen sollen ebenfalls im kommenden Jahre raufgeführt werden.

Ricarda Huch 81 Jahre alt

Als Ehrung für die 81jährige deutsche Dichterin Ricarda Huch, die ihren Lebensabend in Jena verbringt, überreichte der Präsident der Landesverwaltung Thüringen eine Sammlung wertvoller Kopien von Briefen deutscher Dichter der Vergangenheit. Ricarda Huch hatte im März 1933 freiwillig die deutsche Dichtersakademie verlassen.

Holland erhält Kunstgegenstände zurück

Vor kurzem wurden der holländischen Regierung 180 Kunstgegenstände zurückerstattet, die während des Krieges nach Deutschland gebracht worden waren. Unter ihnen befinden sich Gemälde von Rembrandt und Van Dyck, sowie eine Sammlung von antiken italienischen Bildhauerwerken.

Strahlungsforschung in Rußland

Wertvolles Forschungsmaterial über kosmische Energien brachte eine russische Gruppe von Wissenschaftlern nach Moskau zurück. Die Forscher hatten auf dem Pamir in Höhe von 5000 Metern photographische Aufnahmen von sogenannten langsamen Elektronen und Protonen gemacht, indem sie die photographischen Platten einen Monat lang den kosmischen Strahlen aussetzten. Zur Zeit werden die Ergebnisse der Expedition im physikalischen Institut überprüft. Die langsamen Elektronen und Protonen haben eine potentielle Energie von einsten Millionen Volt und spielen eine wichtige Rolle in der kosmischen Strahlung. — Russische Wissenschaftler unternahmen einen Ballonaufstieg in die Stratosphäre zum Studium der kosmischen Strahlung, bei dem der Ballon eine Strecke von fast 800 Kilometern in rund 18 Stunden zurücklegte.

Aus der Ortenauer Heimat

Offenburg, 24. Dezember 1945

Weihnacht

Es kumt ein schif, geladen
recht uf sin höchstes bort,
es bringt uns den sun des vaders,
bringt uns das ewig wort.

Uf einem stillen wagen
kumt uns das schifflein,
es bringt uns rüch gabe,
die heren küngin.

Maria, du edler rose,
aller sülden ein zwl,
du schöner zitlose,
mach uns von sünden frit

Das schiffin das gut stille
und bringt uns rüch last,
der segelt ist die minne,
der heilig geist der mast.

Stadtspiegel

Beständendes Examen. Herr Rechtsanwalt Oskar Seidel, Direktor des Arbeitsamtes Offenburg, hat an der Albert-Ludwig-Universität in Freiburg das juristische Doktor-Examen mit sehr gutem Erfolg bestanden.

Glühbirnen werden, wie aus Wirtschaftsberichten ersichtlich ist, wieder hergestellt. Man darf also annehmen, daß der Mangel in Offenburg bald behoben wird. Ein aus Mannheim zurückgekehrter Vertreter hat erklärt, daß jedes Elektrozugschäft einen Karton Glühbirnen erhalten könnte — wenn nur die Transportschwierigkeiten nicht wären. Die Ware müßte nämlich selbst in Mannheim abgeholt werden. Es erhebt sich damit die Frage: Wer fährt nach Mannheim? Allerdings ist es ratsam, sich vorher zu erkundigen, ob noch besondere Ausfuhrgenehmigung und Debitogutscheine notwendig sind.

Ein **Waggon Fenesterglas** ist für Offenburg gerade nicht sehr viel, aber immerhin besser als gar nichts. Darum hat man mit Genugtuung davon erfahren, daß Fenesterglas nach Offenburg gekommen ist. Allerdings kommt damit nur in den dringendsten Fällen bei öffentlichen und industriellen Gebäuden eine Verglasung vorgenommen werden. Die Glasindustrie arbeitet aber wieder, und es werden in der kommenden Zeit sicher auch neue Lieferungen nach Offenburg kommen, so daß auch die privaten Wohnungen den so nötigen Schutz gegen die ungesunde Zugluft erhalten können.

Brennholz braucht man. Man geht in den Stadtwald und holt es sich, nachdem man sich vorher seinen Holzschrein besorgt hat. Ohne Holzschrein im Stadtwald Holz zu holen, ist Diebstahl und wird bestraft, wenn es sich nicht gerade um Leseholz handelt, das doch verderben würde, wenn man es nicht sammelt. Es gibt aber näher bei der Stadt auch noch Holz zu machen. Am Friedhof stehen Pappeln, die in den Spitzeln abgedorrt sind, wie man im Herbst sehen konnte. Die Pappeln des Friedhofs sind eine Zierde, wenn die Bäume in Ordnung sind. Es haben jedoch Bäume wie die Menschen ihre bestimmte Lebenszeit. Manche altern und sterben in jüngeren Jahren bereits ab. Es gibt Brennholz. Gelegentlich sollte man auch die absterbenden Pappeln am Friedhof zu Brennholz fällen.

Brücken sind Verbindungen zweier Ufer. Viele wurden gesprengt und eingestürzt. Eine Brücke wurde aber noch gar nicht gebaut, obwohl diese längst in Aussicht genommen war: Die Brücke bei der Siedlung am Unteren Mühlbach. Da ist vor langer Zeit einmal eine Umgehungstraße vorgesehen worden. In der Siedlung ist ein breiter Streifen Boden unbebaut mit Häusern und da sollte die Straße durchfahren. Die Straße ist

such beiderseits ziemlich fertig angelegt, aber die Brücke fehlt. Als der Durchgangsverkehr durch Offenburgs Stadtmitte zurückgegangen war, hat man das Fehlen der Brücke nicht so sehr empfunden. Jetzt aber, wo die Stadt wieder voller Fahrzeuge ist, die von Nordbaden nach Südbaden und umgekehrt fahren und die es sehr eilig haben, da wäre die Brücke sehr notwendig. Material für diese Brücke war einmal bereit gestellt. Es wird vom Moloch Krieg in einem Verschrottungswerk vielleicht verschlungen worden sein. Aber es sind ja in den letzten Monaten wieder Holzbrücken gebaut worden. Sogar für den Eisenbahnverkehr, wie man sehen kann. Könnte man nicht auch in dieser Weise eine Brücke über den Unteren Mühlbach machen?

Theaterkommission

Eine Theaterkommission ist hier ins Leben getreten. Sie soll sich um das kulturelle Leben in Offenburg bemühen, wie wir das mehrfach bereits angeregt haben. Es sei darauf hingewiesen, daß in Konstanz Goethes „Iphigenie auf Tauris“ gegeben wurde, ein klassisches Werk, das wir in Offenburg zwar schon oft gesehen haben, das aber heute sehr wohl wieder hier gespielt werden könnte. Es sind ja nur fünf Schauspieler nötig und die Dekorationen machen auch keine Schwierigkeiten. Könnte man die Konstanzener nicht nach Offenburg verpflichten? Es würde zweifellos ein großer Theaterabend werden. Damit wäre dann ein Anfang gemacht.

Militärgerichtsurteile

Tagung des Mittleren Militärgerichts Freiburg in Offenburg

Die Angeklagten Spinner Willy und Schmieler Franz bekennen sich schuldig, in Oppenau seit der Ankunft der französischen Truppen bis zum 9. Oktober zusammen nach Vereinbarung ein Mauser-Gewehr, einen Revolver mit Vorläufer, eine Stiefhandgranate, eine Granate V. B. und 1000

Schuß Munition für Mauser-Gewehr zurückgehalten zu haben unter Verletzung des Artikels 1, § 9 der Verordnung Nr. 1. Der Gerichtshof verurteilt Spinner Willy zur Strafe von 5 Jahren Gefängnis, und Schmieler Franz zur Strafe von 5 Jahren Gefängnis; die Strafen werden im Gefängnis für Jugendliche in Schopfheim verbüßt.

Die Angeklagten Sprawnik Marjan, Trosski Johann und Wramba Rudolf bekennen sich schuldig, in der Nacht vom 28./29. September 1945 in Fischerbach zusammen und nach Vereinbarung mit bewaffneter Hand eine Pflünderung zum Nachteil des Herrn Uhl Friedrich begangen zu haben unter Verletzung des Artikels 1, § 16 der Verordnung Nr. 1. Der Gerichtshof verurteilt Sprawnik Marjan zur Strafe von 6 Monaten Gefängnis mit Aufschub, Trosski Johann zur Strafe von 6 Monaten Gefängnis mit Aufschub und Wramba Rudolf zur Strafe von 6 Monaten Gefängnis mit Aufschub und befiehlt sofortige Ausweisung der Verurteilten aus der französischen Besatzungszone. Zimmer Alice Béatrice erklärt sich unschuldig.

Stellte Frage:

1. Ist die Angeklagte Zimmer Alice Béatrice schuldig, in St. Georgen nach der Ankunft der französischen Truppen bis zum 8. August 1945 dem Kuck Hans Hilfe geleistet zu haben, von welchem sie wußte, daß er von den Besatzungsbehörden gesucht wird, und dies unter Verletzung des Art. 2 § 39 der Verordnung Nr. 1? Antwort Ja.

2. Ist die Genannte schuldig, unter den gleichen Umständen und am gleichen Ort Mitäterin des genannten Kuck Hans geworden zu sein beim Zurückhalten eines Revolvers und Munition, die Letzterer gehörten, und dies unter Verletzung des Artikels 1 § 9 der Verordnung Nr. 1? Antwort Ja. — Der Gerichtshof verurteilt daher die Zimmer Alice Béatrice zur Strafe von 6 Jahren Gefängnis, und befiehlt die Ausweisung der Zimmer Alice Béatrice aus der französischen Besatzungszone nach Verbüßung der Strafe.

Volkshochschule? - Jawohl!

Der in der „Ortenauer Zeitung“ jüngst vertretene Vorschlag, in Offenburg wieder eine Volkshochschule ins Leben zu rufen, kann nicht freudig genug begrüßt werden. Täuschen nicht alle Zeichen, so regt sich in breitesten Kreisen unseres schwer belagerten Volkes, wie vielleicht nie zuvor, das Verlangen nach den Quellen der Bildung und Geistung. Das ist an sich keineswegs verwunderlich. Nach all dem Phrasenschwall und großsprecherischen Getöse sehnen wir uns nach einer ernsten Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften. Volkshochschulen hätten, wie wohl früher zu keiner Zeit, Einfluß zu nehmen auf die geistige und gesinnungshafte Haltung des deutschen Menschen. Wie stark Volkshochschulen, die wirklich im Volke wurzeln, auf Geist und Gesinnung einwirken vermögen, das läßt sich schon bei einem oberflächlichen Bekanntwerden mit den binnerlichen Volkshochschulen Dänemarks feststellen, das sozusagen als die Heimat des Volkshochschulgedankens bezeichnet werden kann.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte vor dem ersten Weltkrieg während eines mehrmonatlichen geschäftlichen Aufenthaltes in Kopenhagen Gelegenheit, mit den Kreisen in Berührung zu kommen, die damals das dänische Volkshochschulwesen betreuten. Und wenn schon inzwischen fast 35 Jahre verstrichen sind, so sind die Eindrücke, in Volkshochschulen Skandinaviens gewonnen, doch noch durchaus lebendig. Es waren unvergeßliche Abende, die ich in Fälen von Lehrern verbrachte, die in dicht besetzten Sälen von Bauernhochschulen in Roskilde, in Askov usw. verbrachte.

Der Begründer des dänischen und damit auch zugleich des europäischen Volkshochschulwesens war eine Persönlichkeit, die im besten Sinne volks-

fürlich geartet war: Nikolai Frederik Severin Grundtvig, 1783 geboren und 1872 gestorben, gewann in seiner dänischen Heimat Ansehen und Ruhm als Geistlicher, wie als Historiker und Dichter. Als Theologe nahm er den Rang eines Bischofs ein und war durchaus orthodox. Als Politiker indes, vor allem nach seinem längeren Aufenthalt in England, vertrat er liberale Anschauungen. Ein kernhafter Volksmann, bemühte er sich, seinen Landsleuten Brauchtum und Heimat aufs neue nahe zu bringen, Christentum und Volkstum zu einer Synthese zu vereinigen. Die erste Volkshochschule rief er 1844 ins Leben. Eigentlich hätte man also im vergangenen Jahr ein Jubiläum des Volkshochschulwesens begehen können. Der Krieg hat auch das verhindert.

Aber wenn schon die hinter uns liegenden Jahre, nicht nur die des Krieges, sondern auch die zuvor, seit dem schicksalhaft unseligen Januar 1933 ein volkstümliches, freies und ungehemmtes Volkshochschulwesen auf deutschem Boden unmöglich machten, so braucht man, doch nicht daran zu zweifeln, daß noch Wurzeln genug vorhanden sind, aus denen sich eine neue, fruchtbare Volkshochschularbeit entwickeln läßt.

Für uns in der Ortenau ist Offenburg die geeignete Stätte einer kernhaften des heimatischen Volkshochschulwesens. So wie in Dänemark eine ganze Reihe von Volkshochschulen die benachbarten Orte in ihre Tätigkeit einbezieht, in ihnen Vorträge und Kurse halten läßt, so könnte das auch bei uns in der Ortenau geschehen. Aber das alles wird sich ganz von selbst geben. Man zögere nicht, sondern beginne so bald wie möglich mit der Verwirklichung des an dieser Stelle gemachten Vorschlags, der, wie gesagt, nur als glücklich bezeichnet werden kann.

Nach dem Aufbruch von der Tafel zeigte Nikolaas seinen Freunden die reichhaltige Bibliothek des Onkels und dann seine Sammlung zahlloser großer und kleiner Schätze und Nichtigkeiten, die jener aus allen Herren Ländern heimgebracht hatte.

Halb mit humoristischen Bemerkungen erklärend, halb von wichtigthuender Großsprecherer erfüllt, wanderte Nikolaas mit seinen Begleitern von Schrank zu Schrank, und immer staunender sahen diese Seltsamkeiten aus fünf Erdteilen vor sich ausgebreitet:

Hier gab es einfach alles: Außer wunderbar farbigen Sarongs und blütenweißen Burmansen, exotischen Shawls und Kopftüchern, gab es wie Filigran wirkende silberne Elfenbeinschnitzereien und solche aus Schildpatt, alte edelgehämmerte Gongs und Gamelans, die Lieblingsinstrumente der musikalischen Kinder des malayischen Archipels; da fanden sich ganze Sammlungen von Kaurimuscheln, dem früheren Zahlungsmittel der Südsee, schwere Messingreifen als Hals- und Armeschmuck getragen, winzige Nachahmungen von chinesischen Dachhaken, handgeflechtene Baumstämme und noch vieles mehr.

Doch am meisten begeisterten sich die staunenden Besucher für die fast die Hälfte des Raumes beanspruchende, reichhaltige Waffensammlung: Da hing neben einer Klinge aus echtem Damaszener Stahl ein altes Samuraischwert, da fand sich neben dem Bumerang, dem primitiven Wurfbogen der australischen Ureinwohner, ein malaiischer Kris und das einfache Klewengmesser aus Sumatras Urwäldern. Dort lag ein indianischer Tomahawk neben dem südamerikanischen Hammer, dem Machete und uralten chinesischen Richtschwertern.

Niklaas war, schon wieder mit dem Einräumen der Schmuckgegenstände beschäftigt, an den größten Schrank getreten, als ihm in dessen hinterstem Winkel ein mittelgroßer Kasten aus echtem Ebenholz in die Hände kam, der eine schlichte Aufschrift trug: „Die“ Hanfschnur. So las er deutlich und stutete dann.

Der „ehrsambe“ Rat

Nachdem das sture, erkünstelte System einer angeblich volksnahen und doch im Grunde genommen volksfremden Verwaltung zusammengebrochen ist, wie sie der Nationalsozialismus Stadt und Land aufzuerzogen hat, wird mit der Zeit eine neue Form naturbedingter Teilnahme der Bevölkerung am öffentlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben zur Entwicklung kommen müssen. Daß dabei die alten Grundätze demokratischer, das heißt wirklich volksverbundener Regierungstätigkeit im Kleinen und Großen zur Wirksamkeit kommen müssen, darüber erübrigt es sich, viele Worte zu verlieren.

Verständlich ist es, daß insbesondere in Kreisen, in denen bewußt Tradition und Heimatsinn gepflegt werden, gerade heute der Blick oft zurückschweift in vergangene Zeiten. Nicht als ob längst Entschwundenen zwangsweise wiedererweckt werden sollte — dabei würde es sich nur um ein sehr zweckloses Experiment handeln —, aber es liegt nun einmal im Wesen einer Landschaft, die wie unsere Ortenau eine reiche geschichtliche Vergangenheit besitzt, mit dem Bewussten, auch wenn es lediglich historischen Wert hat, in Verbindung zu sein. Da darf man sich zum Beispiel recht wohl daran erinnern, daß in den drei Ortenausischen Städten Offenburg, Gengenbach und Zell a. H., auf die Verwaltung der Gemeinde-Staaten, um die es sich handelte, viel Aufmerksamkeit verwendet wurde. So stand bei uns in Zell a. H. an der Spitze der Stadt ein Schultheiß zusammen mit dem „ehrsamben Rat“. Unser treuherziger Franz Disch, der die Vergangenheit unseres Städtchens voller Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschildert hat, hat vor allem auch vom Aufbau seines Verwaltungswesens ein reizvolles Bild entworfen. Der Schultheiß wurde vom Abt in Gengenbach mit Wissen und Willen des ehrensamben Rates im Namen des Kaisers ernannt. Meistens gehörten die Schultheißen den sogenannten Rittergeschlechtern, dem niederen Adel an. Waren sie bürgerlich, so sind es wohl immer studierte Juristen gewesen. Der ehrsambe Rat mit zwölf Mitgliedern setzte sich aus den Ratsverwandten oder Ratsfreunden zusammen. Häufig waren nur acht oder neun Mitglieder bestellt. Die vier Stadtmänner nahmen im Rat, der übrigens später Magistrat genannt wurde, eine bevorzugte Stellung ein. Immer zwei von ihnen waren ein Jahr hindurch im Amt, verwalteten die Stadtkasse, bewachten den Abschluß von Verträgen und das Stadtwesen überhaupt. Die Ratsfreunde wurden auf Lebenszeit gewählt. Wurde durch den Tod eines Ratsfreundes eine Zwölferstelle frei, so wählten die restlichen Mitglieder des Rates einen neuen Zwölfer, sodaß also die Bürgerschaft selbst auf die Wahl des ehrsamben Rates so gut wie keinen Einfluß hatte.

Auch wurde dem ehrsamben Rat oft zum Vorwurf gemacht, daß er zu unumschränkt herrsche, und sein Regiment so streng sei. Es kam zu manchem Sturm im Glas Wasser, der uns ergötzlich an Glas Wasser, der uns heute ergötzlich genug anmutet. Und wenngleich die Formen der Gemeindeverwaltung aus den alten Städten der Ortenau kaum mehr in unsere Zeit passen wollen, so läßt uns ein Blick in die Geschichte der drei „Verinsstädte“ doch erkennen, daß ein lebhaftes Interesse für die Dinge des öffentlichen Wohls vorhanden war. Und das war sicher nützlich!

FV. Offenburg — Sportclub Freiburg

Am Stephanstag, nachmittags 14.00 Uhr, ist der Gauligist Sportclub Freiburg als Gast in Offenburg. Die Junge Offenburgler Elf hat damit wiederum Gelegenheit, ihr Können gegen einen spielstarken Gegner unter Beweis zu stellen. Beb.

Spv. Oberkirch verliert 1:5. Zum zweiten Spiel nach der fast einjährigen Pause empfing der Lehrer Fußballverein am letzten Sonntag den Sportverein Oberkirch, der auf dem Sportplatz bei der Dammesmühle mit 1:5 Toren geschlagen wurde. Die Lehrer stellten folgende Elf: Mors; Ens, Kopf; Atz, Bernard, Siefert; Rothweiler, Viezer, Böhler, Wächter, Maler. Schiedsrichter: Fritz Ott, Lehr, Zuschauer 350.

DAMON RIMBU

ROMAN von E. M. ANDERS (Stadtdruck verboten)

„Du beneidest meinen Onkel, weil er reich und viel geliebt ist,“ sagte Nikolaas Delft zu seinem etwas jüngeren Freunde Jan Poetter und schlug ihm dabei herb auf die Schulter: „Ich jedenfalls beneide ihn nicht. Denn auch ihm sind nicht alle Wünsche im Leben erfüllt worden.“

„Was könnte das Leben einem so bevorzugten Mann denn noch schuldig geliebt sein?“ fragte Jan ungläubig: „es fehlt ihm doch nichts!“

Ernst sagte Nikolaas jetzt: „So, meinst du? Ich weiß aber, was ihm fehlt, nämlich eine gute liebe Frau und Kinder zum Beispiel.“

Das hatte der blonde junge Mann nicht erwartet, kleinlaut fragte er: „Ja, weshalb hat er nicht geheiratet? Fand er keine Gegenliebe?“

„Ich kann dir diese Fragen nicht genau beantworten“, sagte Nikolaas sinnend. „Ich ahne aber, daß irgendein furchtbares Erlebnis einen schweren Schatten auf sein ganzes Leben geworfen hat; er muß auf Sumatra oder Java etwas so Grauenvolles, Entsetzliches erlebt haben, daß es ihn bis auf den heutigen Tag beschäftigt, ja man kann wohl sagen, zuweilen sogar quält ... er hat niemals darüber gesprochen! Natürlich könnte er, wenn er nur wollte, noch heute mit seinen fünfundsiebzig Jahren heiraten, reich und anscheinlich wie er ist. Viele reife und auch junge Frauen in unserem schönen Amsterdam würden sich keinen Augenblick bedenken, ihm ihre Hand zu reichen, um „Mevrouw van Barlen“ zu werden. — Doch es schlägt dreiviertel sieben. Wenn es dir recht ist, gehen wir, damit wir pünktlich zur Geburtstagsfeier bei meinem Onkel sind.“

Es war wohl eines Art „Madame Butterfly-Tradition“, fragte vorsichtig forschend der Jüngere unterwegs weiter:

Nikolaas Delft sah einen Augenblick lang einem Mückenschwarm zu, der über den stillen Wassern der Gracht im Abendsonnenschein spielte, und meinte dann:

„Nein, das glaube ich nicht, denn mein Onkel ist sehr stolz und man hat nie erfahren, daß er sich in eine oberflächliche Liebe eingelassen hätte. Ich ahne nur, daß der letzte Akt jener Tragödie sich hier in Holland und vor etwa fünf Jahren erst abgespielt hat. Das ist auch der Grund, weshalb er sein großes Haus in „Haarlem“ plötzlich verkauft hat und hierher übergesiedelt ist.“

In diesem Augenblick kam über die stille Straße ein Bekannter und schloß sich ihnen an, so daß sie zu Poetters Bedauern die interessante Unterhaltung abbrechen mußten. Da waren wir auch schon vor dem behäblich breit gebauten Haus, an dessen Schwelle der Hausherr seine Gäste begrüßte. Frohe Stimmen schallten über den breiten Kiesweg.

Denn keiner der Geladenen ahnte zu dieser Stunde, welche erschütternde Begebenheit der heutige Abend ...

Umgeben von seinen Gästen, stand Mynheer van Barlen oben am Ende der Freitreppen. Seine mächtige Gestalt überragte alle um Haupteslänge; auf breiten Schultern saß ein hochroter Kopf, zu dem das volle weiße Haar einen reizvollen Gegensatz bildete. Seine Mienen strahlten eitel Freundlichkeit aus.

Einmal aufmerksamem Beobachter konnte es auf die Dauer freilich nicht entgehen, daß, wenn dieser Hausherr auch ein Urbild von Kraft, Gesundheit und Lebensfreude zu sein schien, doch unzählige Falten wie ein Strahlenkranz die so lebhaft blökenden Augen umgaben, und zwei tiefgekerbte Linien von der Nasenwurzel bis zu den Mundwinkeln laufend, davon zeugten, daß Pieter van Barlen, trotz seines Reichtums, auch des Schicksals Härte erfahren haben mußte; Besonders diese zwei Linien mußten gleich Ackerfrüchten von dem unerlöschlichen eisernen Pflug des Lebens hineingegraben worden sein.

Doch darüber machte sich keiner der anwesenden Gäste Gedanken.

Was für eine Bewandnis hatte es wohl mit diesem Ebenholzkasten, der angeblich „nur“ eine Hanfschnur barg? Vor einem reichlichen halben Jahre hatte er Mynheer van Barlen, zum ersten Male bei einer gründlichen Säuberung dieser Sammlungstücke helfen dürfen. Hierbei duldete Mynheer nicht die Hilfe der Diener und fand sich auch erst nach gültlichem Zureden bereit, daß sein junger Verwandter ihn hierin unterstützte ...

Niklaas witterte ein Geheimnis und dachte angestrengt nach: Schon damals war ihm aufgefallen, daß der Onkel und er alle Schränke ausgekürmt und ihren gesamten Inhalt geäubert hatten, bis — auf das eine Stück, diesen dunklen Kasten mit der Aufschrift: „Die“ Hanfschnur. Das Seltsame an dieser Aufschrift bestand darin, daß nicht der ganze Titel in Anführungsstriche gesetzt war, sondern nur der Artikel — es war die unverkennbare Handschrift Pieter van Barlen mit den sehr stillen und energischen Schriftzügen. Lächerlich diese wichtigthuende Geheimniskrämererei des Alten! Was konnte schon groß dahinter stecken! Bestimmt war das Ganze nichts anderes als irgendeine Schurke des alten Junggesellen, dem das Leben fast alle Wünsche erfüllt hatte. Ob wirklich nur eine Hanfschnur, „die“ Hanfschnur, in dem aus kostbaren Holz gefertigten Kasten lag? Irgend etwas erweckte Auflehnung in ihm gegen das damals gehörte ernste Verbot: „Niemand sollt deine Hände an diesen Kasten und seinen Inhalt rühren — weder deine, noch die eines andern Menschen!“ Die mit tiefem Ernst gesprochenen Worte hatten ihn damals tatsächlich eingeschüchert, sodaß er keine weitere Frage gewagt hatte — heute jedoch stand plötzlich ein kühner Trotz in ihm auf: Nun gerade! — Schließlich war er hier doch nicht in einem verwunschenen Schlosse, das eine Geheimkammer mit einem dem Schatz hütenden Drachen barg! Es würde ihm schon nicht ans Leben gehen, wenn er versuchte, dem Geheimnisse dieses Kastens auf die Spur zu kommen. Und sollte Mynheer zornig werden, so konnte er sich damit entschuldigen, daß er im Augenblick nicht an das damalige Verbot gedacht habe. —

(Fortsetzung folgt!)

